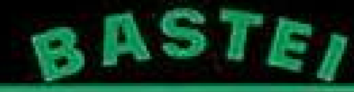
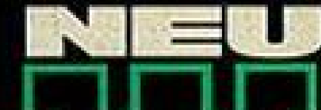
1,70 DM / Band 359
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Meine Henkersmahlzeit

Frankreich F 6,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Meine Henkersmahlzeit

John Sinclair Nr. 359

von Jason Dark

erschienen am 21.05.1985

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Meine Henkersmahlzeit

»Rache!« flüsterte die heisere Stimme, wobei sie das »R« besonders betonte. »Rache braucht seine Zeit. Rache vergeht nie, denn Rache ist ewig.« In den Augen des Sprechers schienen elektrische Funken zu tanzen, als er die Worte hervorstieß. Er war gebannt von seinen eigenen Sätzen und von dem Wissen, daß er all das in die Tat umsetzen konnte.

Lange Jahre hatte er gewartet.

Sehr lange sogar. Einen Generationswechsel hatte er hinter sich gelassen. Er selbst war äußerlich auch nicht mehr der alte. Die Zeit hatte ihre Spuren in sein Gesicht gedrückt, aber das innere Feuer war geblieben. Es loderte hoch zu einer gefährlichen Flamme der Rache…

Und sie würde er genießen. Auf seine ganz besondere Art und Weise. Denn mit seiner Rache kamen der Schrecken und auch das Grauen.

Im Dunkeln durchquerte er seine Werkstatt. Der Boden bestand aus Holzbohlen. Sie bogen sich unter den schweren Schritten, und sie erzeugten gleichzeitig ein dumpfes Echo. Der Mann strich so dicht an der Wand entlang, daß die dicke Stoffjacke mit ihren Rändern dagegenstreifte und das dabei entstehende schabende Geräusch seine Schritte begleitete.

Eine Tür quietschte, als sie geöffnet wurde. Die kalte Januarluft schlug dem Mann entgegen. Neujahr war heute. Vor der Menschheit lag einganzes Jahr. 365 Tage. Jeden einzelnen davon wollte er auskosten, für sich gewinnen und zuschlagen. Aber das wurde nicht mehr auf die lange Bank geschoben. So rasch wie möglich würde er damit beginnen.

Es war kalt geworden. In England hatte erster Schnee die Dächer der Häuser mit einem weißen Tuch bedeckt. Ebenso die Straßen und Felder. In den Städten war er getaut, außerhalb lag er noch und machte die Nacht ziemlich hell.

Der Atem dampfte vor den Lippen des Mannes. Als er zu seinem Wagen ging, wickelte er sich den Wollschal um den Hals und stellte den Kragen hoch.

Sein Wagen stand ein Stück entfernt. Die blattlosen Birkenzweige bedeckten ihn wie ein nach unten hängendes Dach. Als er die Fahrertür des schwarzen R 4 öffnen wollte, mußte er zweimal kräftig ziehen.

Der Mann zog den Kopf ein und setzte sich hinter das Lenkrad.

Bevor er startete, schaute er noch zurück. Über seine blassen Lippen glitt ein Grinsen. Das Haus war abgeschlossen, er konnte zufrieden sein. Außerdem würde sich niemand für die alte Bude interessieren, da war er sicher.

Der Wagen tat sich schwer, bevor er ansprang. Ein paarmal orgelte der Anlasser, bevor die Technik endlich funktionierte und der dunkle R 4 anfuhr.

Erst jetzt schaltete der Mann das Licht ein. Die fahlen Geisterfinger der Scheinwerfer stachen in die Finsternis und streiften über den schmalen Weg, der in eine Straße mündete, die der Mann weiterfahren wollte.

Er lachte.

Bisher kannte kaum jemand seinen Namen. Aber er würde dafür sorgen, daß man ihn bald überall nur mit einem Zittern aussprach.

Akim Samaran!

Ihn mußte man sich merken. Dieser Name würde bald Geschichte machen. Nicht umsonst hatte er all die Jahre gewartet. Seine Vorbereitungen waren optimal gewesen, nun standen sie dicht vor

dem Abschluß, und er konnte zuschlagen.

Der alte Wagen schaukelte. Die Geräte hinter der Rückbank klapperten gegeneinander. Akim hoffte, daß er sie nicht benötigte und der alte Todd schon alles vorbereitet hatte.

Ihm fehlte das letzte Skelett.

Nicht mehr lange, wie er sich vorgenommen hatte. In dieser Nacht sollte sich alles ändern.

Dann würden sich einige Leute wundern, auch jemand, den er besonders ins Herz geschlossen und dessen Weg er genau verfolgt hatte. Samaran gab zu, daß es nicht einfach sein würde, diesen Mann zu töten. Er war raffiniert, hatte sich schon mit den gefährlichsten Leuten angelegt, aber er würde trotzdem sterben, denn Akims Plan war wasserdicht.

Er bog nach rechts auf die breite Straße, fuhr an der Scheune vorbei, die zu einem Bauernhof gehörte, und konnte die Geschwindigkeit steigern, als der Belag besser wurde und die Querrinnen sowie die Schlaglöcher verschwanden.

Ein Wagen kam ihm entgegen. Er sah ihn schon vor der großen Kurve. Samaran fuhr ziemlich verhalten. Im gelben Licht der Scheinwerfer-Kegel sah er es auf der Straße glitzern.

Das war Eis…

Die Wagen waren kurz auf gleicher Höhe. Danach schluckte den kleinen R 4 wieder die Dunkelheit. Er hatte es nicht weit bis zum nächsten Ort, und da genau lag auch der Friedhof, den er sich ausgesucht hatte.

Nicht sehr groß. Nur mehr ein kleiner Totenacker, auf dem ein paar alte Grabsteine standen, die wie krumme Finger aus den eingefallenen Gräbern ragten.

Es war ein Friedhof, den man eigentlich vergessen konnte.

Dennoch mußten die Toten dort bestattet werden. Akim Samaran hatte die Beerdigungen der letzten Jahre genau registriert, und er interessierte sich für das Skelett eines Kindes. Er hatte vom alten Todd die Nachricht bekommen, daß es soweit war. Er konnte sich das Skelett abholen.

Das letzte…

Als er daran dachte, drückte er das Gaspedal tiefer. Weit war es nicht mehr, noch vor den ersten Häusern des Ortes lag der alte Totenacker parallel zur Straße. Man brauchte nur einen schmalen Feldweg hochzufahren und konnte vor dem Tor stoppen.

Akim Samaran bog in den Weg ein. Tiefe Spurrillen anderer Fahrzeuge waren knochenhart gefroren. Über jede Welle schaukelte der Wagen hinweg, manchmal wollten die Vorderräder ausschlagen, Samarans Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck, als er das Lenkrad so hart festhielt, wie es eben möglich war.

Danri war es geschafft. Die Kegel der Scheinwerfer glitten über die rostigen Torgitterstäbe und verloren sich auf dem schmalen Pfad dahinter.

Wie aus dem Nichts erschien die Gestalt und tauchte in die Linien der Lichtkegel. Sie winkte kurz, Samaran stoppte und stieg aus.

Todd wartete.

Er war ein knochiger Bursche, trug einen langen Mantel mit Lehmflecken auf der Vorderseite und wischte über seinen Bart, in dem sich Eiskristalle festgesetzt hatten.

»Ich habe alles vorbereitet.« Die Stimme paßte zu einem Totengräber. Sie klang dumpf, als hätte er jahrelang geübt.

»Muß ich Werkzeug holen?«

Todd schüttelte den Kopf. »Nein, ich habe alles da.«

»Schon am Grab?«

Der Helfer nickte.

Akim Samaran war zufrieden. Er mochte Todd zwar nicht, im Prinzip mochte er überhaupt keine Menschen, aber bei seiner Arbeit mußte ihm der andere behilflich sein, und dafür war er gut zu gebrauchen.

Mit dem Fuß stieß der Totengräber das Tor auf. Es lief nicht geräuschlos ab, was Samaran einen Fluch entlockte. »Mußt du wie ein Wahnsinniger hier herumfuhrwerken?« fuhr er den anderen an.

»Nicht schlimm, uns hört schon keiner.«

»Aber es könnte…«

Todd murmelte irgend etwas in seinen Bart und ging schon vor.

Samaran folgte ihm langsamer. Sie passierten die Grabsteine und Kreuze, die wie fremde, unter der Kälte erstarrte Gestalten wirkten, in deren Gesichtern nur mehr die Augen fehlten.

Akim hatte seine Hände tief in die Taschen vergraben. Er schaute auf Todds gebeugten Rücken, der plötzlich verschwand, weil sich der Totengräber scharf nach rechts wandte und einen schmalen Pfad betrat, der genau zum Zentrum führte.

Es dauerte nur Sekunden, dann hatten sie die Stelle erreicht, wo das Grab lag.

Eigentlich waren es vier, und sie bildeten ein Quadrat, in dessen Mitte Todd stehenblieb.

Er deutete auf das offene. »Das ist es.«

»Ich sehe es!« erklärte der andere muffig. Samaran trat bis dicht an den Rand und schaute in die Tiefe.

Sehr viel konnte er nicht erkennen. Der Lehm und die Sargrestebildeten einen Wirrwarr, durch das hin und wieder weiße Flecken schimmerten, die Gebeine.

»Es ist noch gut erhalten!« flüsterte Todd. »Nur mit dem Kopf ist das so eine Sache.«

»Wieso?«

Todd grinste. »Wissen Sie, Meister, ich habe wohl nicht vorsichtig genug gegraben, und da ist es passiert.«

»Idiot!« fauchte Akim Samaran seinen Helfer an. »Habe ich dir nicht gesagt, daß du achtgeben sollst?«

»Das schon, aber…« Der andere hob die Schultern. »Du weißt ja, wie das ist …«

»Gar nichts weiß ich.« Samaran packte den Totengräber und schüttelte ihn durch. »Ist sonst noch etwas mit dem Skelett? Sag es lieber gleich, bevor ich sauer werde.«

»Nein, nein, gar nichts!« Todd bekam Angst, ging zurück und stolperte über den Lehmhaufen am Rand des Grabs. Er fiel auf die Erde und blieb sitzen.

Samaran schüttelte den Kopf. Mit einer Hand deutete er auf das Werkzeug. »Los, nimm eine Schaufel und tu deine Arbeit! Wozu bezahle ich dich?«

Ein lauerndes Grinsen glitt über das Gesicht des Totengräbers.

»Hattest du mir nicht für heute etwas versprochen?«

»Wie meinst du das?«

»Einen Schein, bevor ich…«

»Ja, ja, natürlich.« Samaran holte aus seiner Tasche einen Geldschein hervor, der ebenso schmutzig war wie der Mantel des Totengräbers. Zusammengeknüllt warf er dem anderen die Note rüber.

Todd fing sie, auf, ließ sie verschwinden und erhob sich von dem Lehmhaufen.

»War eine verdammte Wühlerei, bei diesem Boden das Grab auszuheben, das kannst du mir glauben, Meister.« Er sagte manchmal *DU*, manchmal auch *SIE*, das spielte bei ihm alles keine Rolle.

Todd sprang in die Grube. Diesmal sehr vorsichtig, denn er wollte keine Knochen zertreten. Außerdem paßte der andere sehr genau auf. Ziemlich dicht am Rand glitt der Totengräber in die Grube, blieb für einen Moment stehen und ließ sich von seinem Auftraggeber die kleine Schaufel reichen.

Als er sie in den Händen hielt, bückte er sich und begann mit seiner Arbeit.

Behutsam ging Todd vor. Er räumte mit dem blanken Schaufelblatt die Lehmerde zur Seite und schleuderte die harten Krumen aus dem Grab, so daß sie auf den Hügel fielen.

Sehr genau schaute Samaran zu. Und sein Helfer hütete sich, auch nur um eine Idee hastiger zu schaufeln. Stück für Stück legte er das Skelett frei.

Es stammte tatsächlich von einem Kind. Sehr deutlich war dies zu erkennen. Kein Kleinkind mehr, das Verstorbene mußte ungefähr zehn bis elf Jahre alt gewesen sein, wenn man von der Größe des Skeletts ausging. »Vorsichtig«, sagte er noch einmal, als sich der andere für

seinen Geschmack zu hastig bewegte.

»Ja, ja, das geht schon.« Todd stellte die Schaufel zur Seite und wischte mit den Händen die Lehmkrumen von den Knochen. So wirkte das Skelett wie blankgewischt. Erst dann begann er damit, es vorsichtig anzuheben.

Er stützte auch den kleinen Kopf im Nacken ab und hob das Gerippe so hoch, damit der am Grabrand hockende Samaran es fassen konnte.

Der Totengräber legte das kleine Skelett vorsichtig auf die Hände des Mannes.

»Alles klar?« fragte er dabei.

»Ja.«

Samarans Augen leuchteten. Er hatte nur noch Blicke für den Knöchernen. Es war das dritte, das letzte Skelett in seiner Sammlung. Bald würde der Horror beginnen.

Vorsichtig richtete er sich auf. Den kleinen Kopf des Gerippes stützte er an der Rückseite ab. Ein paarmal bebten seine Nasenflügel. Er mochte den feuchten Lehmgeruch nicht. Der Gestank von Leichen war ihm egal. Nur die Erde, die widerte ihn an.

Er trat zurück und schaute zu, wie Todd aus dem Grab kletterte.

»War es das?« fragte der Totengräber.

»Ja, das war es.«

»Und sonst?«

Akim Samaran schaute den Totengräber an. »Nichts und sonst. Es bleibt alles beim alten. Du gehst, versiehst deine Arbeit, schaufelst das Grab hier zu und vergißt mich und die Skelette. Ist das klar?«

»Sicher.«

Samaran wollte sich abwenden, als Todd noch eine Frage hatte.

»Was willst du eigentlich mit diesen komischen Knochengestellen?«

Sehr scharf drehte Samaran sich um. Fast wäre ihm das kleine Gerippe noch von den Armen gerutscht. »Was ich damit will, mein Lieber, geht dich nichts an. Hast du kapiert? Überhaupt nichts. Es ist einzig und allein meine Sache.«

»Ja, ja, schon gut. Man wird doch mal fragen können…«

»Nein.«

Der Totengräber schluckte nur und hob die Schultern. In den Augen aber lag ein lauernder Ausdruck, den Akim Samaran nicht mitbekam. Der hatte sich längst umgedreht und ging bereits den Weg hinunter, der zum Ausgang führte.

Das Skelett trug er dabei so vorsichtig, als bestünde es aus purem Gold. Die Fallstricke waren gelegt, nun brauchte er nur mehr zuzuschlagen…

***

Meine Güte, was war mir elend!

Ich hatte eine schreckliche Nacht hinter mir. Was heißt Nacht, das waren höchstens zwei Stunden gewesen, die man noch als Schlafenszeit hätte bezeichnen können. Ich mußte wirklich weit zurückdenken, um auf so einen »harten« Jahresausklang zu stoßen.

Dieser Silvester war einfach schlimm gewesen. Wir hatten auf Teufel komm raus gefeiert. Die Conollys, Suko, Shao, Glenda und ich. Will Mallmann war nach unserem letzten Fall und dem Weihnachtsfest wieder nach Germany zurückgeflogen, weil er unbedingt Bericht erstatten mußte, denn die Sache war ziemlich haarig gewesen. Sie hatte auch Suko und mich noch in der Zeit zwischen den Jahren beschäftigt.[1]

Dann kam Silvester.

Zu Weihnachten hatten wir festgemacht, bei den Conollys zu feiern. Bill und ich hatten uns einen auf die Lampe gegossen, also das gab es gar nicht. Man muß sich eigentlich schämen, darüber zu sprechen. Den Jahreswechsel hatten wir noch mitbekommen, irgendwann hatte ich unbedingt Walzer tanzen wollen, und Glenda Perkins war mein Opfer gewesen. Danach war ich dann zu leichteren Getränken übergegangen, sprich Champagner. Dieses teure Rülpswasser hätte ich nicht trinken sollen, es hatte mir den Rest gegeben.

Einen Blackout bekam ich nicht, aber meine Umgebung verschwamm so sehr, daß ich nicht mehr hätte unterscheiden können, ob nun ein Mensch oder ein Dämon vor mir gestanden hätte. Ich hatte die Wölfin Nadine sogar irgendwann einmal mit Sheila angeredet.

Zum Glück gibt es Menschen, die sich besser beherrschen können.

Dazu gehörten Suko und Shao. Die Chinesin hatte kaum etwas getrunken und konnte fahren.

Irgendwie war ich dann nach Hause und in meine Wohnunggekommen. Wer mich ins Bett gebracht hatte, wußte ich nicht, denn da war ich schon eingeschlafen.

Und dann das Erwachen am Neujahrsmorgen. Mir fielen sofort die jüngsten Sünden ein. Ich spürte sie nicht nur im Kopf, auch im Magen und blieb erst einmal still liegen, denn eine unkontrollierte oder zu heftige Bewegung konnte bei mir alles durcheinanderbringen.

Ganz ruhig auf dem Rücken liegen, tief durchatmen. Wenn es möglich war, durch die Nase und nicht an Bier, Whisky oder Cham pagner denken. Vielleicht an einen sauren Hering, an Kopfschmerztabletten oder an die, die sich ebenfalls miserabel fühlten.

Wie mein Freund Bill.

Als ich an ihn dachte, konnte ich schon wieder grinsen. Er hatte sich auch einen gegönnt, der nicht von schlechten Eltern war und hatte zudem mit mir immer Bruderschaft trinken wollen und von der Frau erzählt, bei der wir als Studenten mal gewohnt hatten und die uns so gern mit einem Messer massakriert hätte.[2]

In der Nacht war uns der Name nicht eingefallen. Jetzt erinnerte ich mich plötzlich wieder.

Gilda Osborne hatte sie geheißen. Dieses verdammte Biest, aber wir hatten damals überlebt, und darauf stießen wir dann mehrere Male an.

Ich bewegte meinen linken Arm. Im Schlafzimmer steht ein Doppelbett. Zumeist ist die zweite Hälfte davon leer. Nicht weil ich für weibliche Wesen einfach nichts übrig gehabt hätte, nein, ich kam einfach nicht dazu, denn gewisse Dämonen nehmen auf menschliche Bedürfnisse überhaupt keine Rücksicht.

Meine linke Hand fand Widerstand.

Nicht ein Kissen oder ein Oberbett, wie es normal gewesen wäre, nein, ich fühlte unter meinen tastenden Fingerspitzen die nackte Haut.

Wie das?

»Na, du großer Sünder, wieder wach?«

Fast wäre ich aus dem Bett gesprungen, so sehr hatte mich die Stimme erschreckt. Da lag tatsächlich jemand. Der Hautkontakt war keine Einbildung gewesen.

Zudem hatte ich eine weibliche Stimme gehört.

»Bin ich im Himmel?« fragte ich.

»Nein. Höchstens bei der Säufersonne.«

»Wer ist das denn schon wieder?«

»Der Mond.«

Ich verzog den Mund. Wer hatte denn nur die Nerven, mich am frühen Morgen schon auf den Arm zu nehmen? Das wollte ich genauer wissen und drehte, ohne meine eigentliche Lage zu verändern, den Kopf nach links.

Die andere Person tat das gleiche, nur eben in die umgekehrte Richtung, und so kam es, daß wir uns anschauten.

»Guten Morgen, Geister Jäger«, sagte Glenda. Dabei zog sie rasch die Decke hoch, weil sie so gut wie nackt war, was mir wirklich nicht unangenehm war.

»Morgen…« Es war kaum mehr als ein Krächzen. Ich hatte das Gefühl, die Kehle wäre mit Sandpapier ausgestopft worden.

»Wie geht es dir, mein Lieber?«

Gütiger Himmel! So eine Frage war zu diesem Zeitpunkt schon pervers.

»Wie es mir geht!?«

»Ja.« Glenda lächelte mich an. Wie herrlich munter sie war. Wie klar die dunklen Augen blickten, als hätte sie überhaupt nicht gefeiert.

Richtig schlimm fand ich das.

»Ich kann nicht mehr«, sagte ich.

Glenda lachte perlend. Das schmerzte in meinen Ohren. Ich war froh, als es verklang. »Draußen ist es bereits hell. Wir haben einen

herrlichen frostklaren Morgen, und du liegst hier, spielst den Todkranken…«

»Moment, den spiele ich nicht. Ich bin todkrank.«

Glenda richtete sich auf. Dabei bewegte sich meine Matratze mit, und ich spürte die Stöße im Kopf. »Das werde ich ändern!« erklärte sie mit forscher Stimme.

»Nicht soviel Dickes«, erwiderte ich lahm. »Es gibt gar nichts daran zu ändern.«

»Und wie.« Glenda freute sich diebisch. Sie richtete sich noch weiter auf, drehte sich und schleuderte die Bettdecke zurück, so daß ich ihren Rücken bewundern konnte. Einen Lidschlag später sah ich sie so, wie Gott sie erschaffen hatte, als sie aufgestanden war. Nur drehte sie sich nicht um, selbst das war mir egal. Sie hatte bei mir einen alten Bademantel gefunden, streifte ihn über und verschwand aus dem Zimmer. Dabei sang sie noch ein Lied, das irgendwie mit einem »Happy New Year« zu tun hatte.

Mir war das neue Jahr schon vergangen.

Ich blieb so steif liegen wie im Sarg. Dabei schaute ich gegen die Decke, atmete weiterhin sehr vorsichtig und versuchte nicht, an den gestrigen Tag und die folgende Nacht zu denken. So etwas Schlimmes hatte ich lange nicht mehr mitgemacht.

Schämen sollte man sich.

Glenda war in die Küche gegangen. Die Schlafzimmertür hatte sie nicht hinter sich geschlossen, deshalb hörte ich sie in der Küche rumoren. Den Geräuschen nach zu urteilen, holte sie Geschirr aus dem Schrank. Wenn ich an Kaffee dachte, da konnte ihn Glenda tausendmal gekocht haben, kam mir jetzt schon der Magen hoch.

Nein, nur nichts Heißes, nur nichts trinken. Lieber im Bett bleiben und sterben.

Ich starb nicht, blieb liegen und lauschte mehr nach innen. Ich dachte darüber nach, daß ich ein Idiot gewesen war, mir so einen hinter die Binde zu gießen, aber es war an diesem Silvesterabend einfach alles zusammengekommen. Das vergangene Jahr hatte sich als stressig erwiesen. Wie oft hatte ich in Lebensgefahr geschwebt und mich immer beherrschen müssen! Und da war es eben zu dieser Reaktion gekommen, an deren Folgen ich jetzt zu knacken hatte.

Und Glenda pfiff ein Liedchen. Ich dachte an sie, als ich sie pfeifenhörte. Auch das Verhältnis zwischen uns beiden hatte sich im letzten Jahr verändert. Wir waren zusammen ins Bett gegangen. Ich nichteinmal mit einem schlechten Gewissen, denn Jane Collins hatte sich noch auf der anderen Seite befunden.

Inzwischen hatte sich da einiges geändert, aber sie konnte ich nicht als vollwertigen Menschen bezeichnen. Sie befand sich im Kloster St. Patrick. Ein Dämonendiener hatte ihr das Herz aus dem Leib

genommen, und daß sie noch lebte, verdankte sie einzig und allein dem Würfel des Unheils, den sie immer bei sich tragen mußte, um überhaupt am Leben zu bleiben.

Wie es mit ihr weitergehen sollte, wußte ich nicht. Ich hoffte, daß mir das kommende Jahr Klarheit darüber bringen würde.

Ich hörte Schritte. Sogar ziemlich flott und munter. Wenn ich die Augen verdrehte, konnte ich auf die Schlafzimmertür schauen. Dort erschien Glenda Perkins. Die schwarze Haarmähne war noch nicht gekämmt und lag wie ein dunkler Heuballen um ihren Kopf.

Vor dem Fußende meines Betteils blieb sie stehen. »Aufstehen, Geisterjäger!«

Ich lachte rauh. »Willst du mich foltern?«

»Nein, ich mein es nur gut.«

Ich schaute Glenda an, die noch immer meinen Bademantel trug und schüttelte den Kopf. Das heißt, ich wollte es. Schon nach den ersten Bewegungen schmerzte mir der Schädel so stark, daß ich es lieber bleiben ließ und mich meinem Schicksal ergab.

Das hieß Glenda Perkins, denn sie kannte mit mir, der bemitleidenswerten Kreatur, kein Pardon. Blitzschnell griff sie nach meiner Bettdecke. Ich war viel zu langsam, als sie die Decke mit einem Ruck von meinem Körper zog und sie zur Seite schleuderte, so daß ich ohne Decke dalag und sie auf mich schauen konnte.

Eine kurze Schlafanzughose hatte ich angezogen und rollte mich auf den Bauch. Wieder explodierten in meinem Kopf kleine Sonnen, aber Glenda kannte kein Erbarmen.

»Aufstehen, John!«

»Wann?«

»Jetzt. Es sei denn, du willst radikal geweckt werden. Mit kaltem Wasser…«

»Nein, nein…« Diese Drohung reichte, um mich wirklich wach werden zu lassen, und so konnte ich auch einige Hindernisse aus dem Weg räumen. Schwerfällig drehte ich mich auf die rechte Seite, schwang die Beine aus dem Bett und stellte die Füße zunächst einmal in die Pantoffeln. Glenda warf mir den Bademantel rüber.

Ich behielt ihn in der Hand und blickte sie an.

Sie nickte heftig. »Los, Alter, beweg dich! Die Dusche wartet. In einer Viertelstunde ist das Frühstück fertig…«

»Frühstück.« Ich verzog den Mund. »Lieber nicht…«

»Zwei Rollmöpse stehen bereit«, zählte Glenda auf. »Du kannst auch Milch mit Honig trinken oder…«

»Schon gut, schon gut.« Ich winkte lahm ab. »Ich tue ja alles, was du willst.«

»Dann spring erst mal unter die Dusche«, erklärte sie im Weggehen und ließ mich allein auf der Bettkante hocken.

Die Versuchung, sich nach hinten fallen zu lassen, war groß. Ich brauchte nichts weiter, als mir ein wenig Schwung zu geben, dann war alles paletti.

Danach dachte ich wieder an Glenda und auch an ihre brutale Art. Die würde die Drohung mit dem nassen Schwamm wirklich wahrmachen, deshalb stemmte ich mich hoch, so schwer es mir auch fiel.

Ziemlich wacklig blieb ich stehen. Den Bademantel hatte ich mir über den linken Arm gehängt.

So verließ ich das Zimmer.

Es waren vorsichtige Schritte, die mich zur Türschwelle brachten, und ich hatte sie kaum erreicht, als es schellte.

Das hatte mir noch gefehlt. Es ging mir durch und durch. An den Türpfosten gelehnt, blieb ich stehen und verzog säuerlich das Gesicht.

»Ich mache schon auf!« rief Glenda. Sie huschte aus der Küche in die Diele und ging zur Wohnungstür.

Ich nahm den Weg zum Bad. Das war bestimmt Suko, der sich scheinheilig erkundigen wollte, wie es mir ging. Aber meinen Anblick wollte ich dem alten Ketzer ersparen. Sollte er doch zu Bill Conolly gehen, der sah bestimmt nicht besser aus als ich.

Ich drückte die Tür zur Dusche auf, betrat den Raum und wollte die Tür schon wieder schließen, als mich Glendas Stimme davon abhielt. »John, komm mal eben.«

Ich verdrehte die Augen und spürte, wie mein Magen ein wenig höher wanderte, weil ich mich zu hastig bewegt hatte.

»Da ist jemand.«

»Wer denn?« Meine Stimme klang ziemlich unwillig.

»Ein kleiner Junge.«

Ich wollte schon lachen, stoppte die Reaktion bereits im Ansatz und hob die Schultern. Natürlich konnte mich ein kleiner Junge besuchen. Weshalb sollte Glenda da lügen?

Es konnte auch Ali sein. Ich hatte ihn in Marokko kennengelernt.

Er war ein Waisenkind, vierzehn Jahre alt und durch Zufall in ein schreckliches Abenteuer hineingerutscht. Ich hatte ihn nicht allein wieder zurücklassen wollen und ihn mit nach London genommen, wo er jetzt bei der Familie Conolly lebte. Glenda kannte ihn auch.

Vielleicht aber erinnerte sie sich nicht an ihn und hatte deshalb so fremd reagiert.

Ich ging aus dem Bad.

Glenda hatte die Tür noch nicht geschlossen, trotzdem konnte ich den Besucher nicht sehen.

Dafür schaute ich meinen weiblichen Gast an, der ein nicht wissendes Gesicht gezogen und die Schultern gehoben hatte.

»Nicht Ali?« fragte ich.

»Nein.«

Sekunden später sah ich den Jungen. Er stand auf der Türschwelle, schaute mich an, und ich blickte ihn an.

Alter und Haarfarbe hielten den Vergleich zu Ali nicht stand, denn dieser Junge hier war blond.

Sein Blick war klar und offen, die Augen konnte man als blau bezeichnen. Er war auch jünger als der kleine Marokkaner, und ich wollte ihn schon nach seinen Wünschen fragen, als mir etwas auffiel.

Ich hatte ihn schon einmal gesehen. Aber wann? Verdammt, wenn ich doch nur nicht einen so schweren Kopf gehabt hätte. Die Gedanken wollten einfach nicht fließen. Ich begann zu grübeln und zu überlegen. Wo war mir dieser Junge schon untergekommen.

»Hallo, John«, sagte er.

Auch seine Stimme kam mir bekannt vor. Sie erinnerte mich an irgend etwas, der Klang war mir überhaupt nicht fremd. Den hatte ich schon öfter vernommen, aber wie lange lag das zurück?

Er sagte nichts mehr und ging davon.

Einfach so. Sein nächster Weg führte ihn zum Lift, dessen Türen noch offenstanden.

Und ich schaute ihm hinterher. Nichts tat ich, stand da, überlegte und hatte das Gefühl, als wäre mein Kopf mit einem Schwamm ausgefüllt. Der Junge verschwand wieder aus meinem Blick. Er hatte sich noch einmal umgedreht und wissend gelächelt.

Auch dieses spitzbübische Lächeln erinnerte mich an etwas, das lange zurücklag.

»John, träumst du?« Es war Glenda Perkins, die an mich herangetreten war, ohne daß ich sie gehört hatte. Sie faßte mich an der Schulter und zog mich zurück in den Flur, während sie die Tür ins Schloß drückte.

Ich hatte mich an die Wand gelehnt. Mein Gesicht sah aus wie weißes Bratfett. Ich schüttelte den Kopf und murmelte Worte, die Glenda und ich nicht verstanden. Ich kam mir in meiner eigenen Wohnung wie ein Fremdling vor.

»Mein Gott, John, so schlecht kann es dir doch gar nicht gehen«, sagte Glenda und legte ihre Hände auf meine Schultern.

»Das nicht. Aber…«

»Was ist mit aber?«

»Glenda, dieser Junge, den kannte ich. Den, den habe ich schon einmal gesehen.«

»Klar, es wird jemand aus der Nachbarschaft gewesen sein.« Sie fing an zu lachen. »Sicherlich hat er dir etwas sagen wollen, doch als er dich dann gesehen hat, wird ihm die Nachricht, die er zu überbringen hatte, wohl vergangen sein.«

»So kann man es nicht sehen.«

»Wie dann?«

»Wenn ich das wüßte«, flüsterte ich und ging in die Küche, wo es bereits nach Kaffee roch. Ich bekam jedoch keinen Appetit, im Gegenteil, mir ging es eher schlechter, da ich intensiv über das Problem nachdachte, das mir das Auftauchen des Jungen bereitet hatte.

Ich ließ mich auf einen Stuhl sinken und stützte mein Kinn in meine Hände. Mein Blick glitt ins Leere, während meine Gedanken immer wieder um den jungen Besucher kreisten.

Dieses Gesicht, dieser Blick, dann die Stimme. Das alles kannte ich. Das hatte ich schon gesehen, auch wenn es lange her war, und ich glaubte daran, daß der Junge in meinem Leben schon eine Rolle gespielt hatte. Und zwar eine sehr wichtige.

Glenda nahm mir gegenüber Platz. »John, es hat keinen Sinn, wenn du hier sitzt und dir den Kopf zerbrichst. Verschwinde unter die Dusche, dann wirst du klarer.«

»Nein!« brachte ich flüsternd hervor. »Nein, ich werde auch dann nicht klarer.« Starr schaute ich sie an.

Glenda Perkins erschrak über diesen Blick. Sie drückte sich auf dem Stuhl zurück. »John, was hast du?«

»Ich weiß es!« hauchte ich. »Verdammt, ich weiß jetzt, woher ich den Jungen kenne.«

Sie lachte auf. »Dann ist ja alles klar, und du brauchst dir keine Gedanken mehr zu machen.«

»Im Gegenteil, meine Liebe, im Gegenteil. Jetzt erst fangen die Gedanken richtig an.«

»Und wieso?«

»Der Junge, der geschellt und dem du geöffnet hast, war ich, liebe Glenda. Und zwar als Zehnjähriger…«

Nach dieser Antwort schaute Glenda ebenso überrascht, wie ich vorhin geschaut hatte, als ich den Jungen auf der Türschwelle hatte stehen sehen? Sie war nicht fähig, eine Antwort zu geben, auch ich enthielt mich der Stimme. Bis sie den Kopf schüttelte und leise sagte:

»Das gibt es doch nicht.«

»Und ob es das gibt«, erwiderte ich. »So betrunken kann ich nicht gewesen sein, daß ich mich geirrt hätte.«

»Klar, John. Nehmen wir an, du hattest recht mit deiner Aussage. Worin soll ich den Grund sehen?«

»Das ist die Frage.«

»Auf die du keine Antwort weißt.«

»Nein, leider nicht.«

»Und der Junge lebte?« fragte sie flüsternd.

»Natürlich. Das mußt du gesehen haben, du hast ihm schließlich geöffnet, und er hat auch mit dir gesprochen.«

»Ja, das hat er tatsächlich. Er fragte, ob er dich sprechen könnte. Ichhabe dich anschließend gerufen.«

»Das hast du«, bestätigte ich. »Nur fühlte ich mich ja so mies und irgendwie ausgelaugt. Er konnte nicht viel sagen, ich reagierte auch zu spät, da ging er schon zum Lift, drehte sich um und lächelte. Dort sah ich ihn noch einmal genau, und so wie der Junge gelächelt hat, habe auch ich gelächelt. Damals, als ich zehn oder elf Jahre alt war.«

»Du mußt dich irren, John!« behauptete Glenda.

»Moment.« Ich erhob mich und ging zu einer Kommode, die auch Schubladen besaß. Zwei zog ich auf, wühlte in deren Inhalt herum und fand nichts Interessantes.

Die dritte Schublade barg das Geheimnis. Es bestand aus zwei Fotoalben. Das oberste vergaß ich, mich interessierte das zweite, das so vergilbt aussah.

Damit ging ich zu Glenda. »Daß du solche Dinge in der Küche aufbewahrst«, sagte sie, »verstehe ich nicht.«

»Ich bin eben Junggeselle.«

»Das sich wohl nicht ändern wird?«

Ich hob nur die Schultern und ließ mich neben Glenda nieder.

Den Stuhl hatte ich verrückt. Ich sah noch ihr feines Lächeln auf meine letzte Antwort, dann schlug ich die ersten Seiten auf.

Sie zeigten meine Eltern als junge Leute, am Tage der Hochzeit.

Glenda lachte, als sie mich als Baby sah. »So hast du ausgesehen?« fragte sie.

»Ja, warum nicht?«

Sie schüttelte den Kopf. »Das gibt es doch nicht. Da ist ja kaum eine Ähnlichkeit vorhanden.«

»Laß es dir gesagt sein, ich bin es trotzdem.« Wieder blätterte ich weiter und spürte dabei Glendas Hand auf meinem Oberschenkel, was bei mir eine Gänsehaut hervorrief. Die blieb auch, was nicht allein an Glendas Berührung lag, sondern daran, daß ich weitergeblättert und Bilder entdeckt hatte, die mich als schulpflichtigen Jungen zeigten. Auch meinen Kater hatten die Ereignisse zurückgedrängt. Mir gelang eswieder, nüchterner zu denken und zu überlegen.

Ich sah mich als Kind.

Und Glenda sah mich.

Wir starrten beide auf die Nahaufnahme, sahen das blonde Haar, das schmale Gesicht, die Augen, und Glenda schüttelte den Kopf, als sie sagte: »Das darf doch nicht wahr sein.«

Ich hatte sehr wohl das Zittern aus ihrer Stimme herausgehört, und auch ich spürte in meiner Kehle einen verdammt rauhen Klumpen. Ja, es war eine Tatsache. Der Junge auf dem Bild war ich. Und dieser Junge sah genauso aus wie der, den wir beide vor der Tür stehen gesehen hatten. Da gab es keinen Unterschied. Auch als ich eine Lupe

holte, durch die Glenda und ich abwechselnd schauten, konnten wir keine Abweichungen erkennen.
»Ein Phänomen!« flüsterte meine Sekretärin. »Anders kann ich es mir nicht erklären.«
»Ja, ein Phänomen«, gab ich ihr recht.
»Sogar ein verdammt seltsames. Ein magisches.«
Glenda war lange genug meine Mitarbeiterin und hatte schon selbst genug schlimme Fälle erlebt, als daß sie in Panik verfiel.
»John, da steckt etwas dahinter.«
»Natürlich. Hier ist ein Spiel aufgezogen worden, das ich noch nicht durchschaue.«
»Da fängt das Jahr gut an.«
Das konnte sie laut sagen. Ich fühlte mich wieder mies. Diesmal nicht wegen meiner Schluckerei vom vergangenen Abend, nein, ich hatte das Gefühl, eingekreist zu sein und nicht zu wissen von wem.
Irgend jemand, den ich nicht kannte, zog hier seine Fäden, und er hatte das Netz schon verdammt dicht gespannt.
Ich saß da, starrte auf das Bild, das mich als kleinen Jungen zeigte und versuchte, Klarheit in meine Gedanken zu bringen. Glendas Frage unterbrach mich. »Was willst du tun?«
»Ich weiß es noch nicht.«
»Wie wäre es mit einer Großfahndung? Ein Foto haben wir ja jetzt – oder?«
»Ja, das ist nicht schlecht.« Ich begann zu lachen. »Das muß man sich mal vorstellen. John Sinclair fahndet nach John Sinclair. Nach einem Jungen, der er einmal gewesen ist. Ein Wahnsinn.«
»Du hast einen Doppelgänger. Jemand, der nach dir geboren ist und später vielleicht deinen Job ausüben will, wenn du nicht mehr kannst oder man dich getötet hat.«
Die Gänsehaut auf meinem Rücken verdichtete sich, als ich die Sätze vernahm. Das war natürlich eine Möglichkeit, doch ich konnte daran nicht glauben. Nein, so etwas durfte einfach nicht sein. Das Spiel war zu grausam, und wieso Doppelgänger?
»Ich hatte schon einmal einen Doppelgänger«, erklärte ich. »Es liegt lange zurück. Dr. Todd nahm mir ein Stück Haut aus dem Gesicht und hat einen zweiten John Sinclair daraus angefertigt. Das konnte ich nochalles verstehen, denn dieser Doppelgänger war so alt wie ich. Aber mir jetzt ein Kind unterzuschieben, das ist grausam, will ich dir ehrlich sagen. Ich kann es nicht fassen.«
»Finde dich damit ab.«
»Ob es wirklich gelebt hat?« flüsterte ich und ließ mich auf dem Stuhl zurücksinken.
»Wie meinst du?«
»Ich frage mich, ob wir da einen Menschen vor uns gesehen haben?

Kann es nicht eine Täuschung, eine Nachbildung gewesen sein?«

Glenda schüttelte wild den Kopf. »Nein, John, das auf keinen Fall. Der Junge hat gelebt, er hat gesprochen, er wollte etwas von uns, er war wirklich keine Nachbildung. So etwas ist nicht möglich…«

Mein Lachen unterbrach sie. »Was glaubst du, meine Liebe, was im Reich der Magie alles möglich ist. Da spielen Kräfte eine Rolle, von denen wir beide uns bisher noch keine Vorstellung machen können. Auch ich nicht, obwohl ich mich als erfahren bezeichnen kann.«

»Du vermutest also etwas Großes dahinter?«

»Mehr noch.«

Das Telefon meldete sich und unterbrach mich. Ich stand auf und ging in den Wohnraum. Glenda war schneller als ich, da ich noch einen leichten Schwindel spürte.

»Das wird bestimmt Bill sein. Oder auch Suko. Du hast in der letzten Nacht schließlich schlecht ausgesehen.«

»Ja, ja, ich weiß.«

Glenda meldete sich mit einem »Bei Sinclair«, und ich vernahm wenig später ihr überraschtes »Oh, Moment.« Sie drehte sich und reichte mir den Hörer entgegen, wobei sie mit einer Hand die Sprechmuschel abdeckte.

»Wer ist es denn?« fragte ich.

»Dein Vater, John… es ist dein Vater …«

***

Todd, der Totengräber, starrte den Schein an, den er von Samaran bekommen hatte, schüttelte dabei den Kopf und spie auf die Geldnote. »Du geiziges Schwein«, flüsterte er dabei. »Du verdammtes geiziges Schwein. Mir so etwas anzudrehen, aber das wirst du büßen, das kann ich dir versprechen. Du schöpfst den Rahm ab und läßt mich hier verrotten. Ja, im Elend verrotten, anders kann ich das nicht sehen.«

Der bärtige Totengräber hockte in seinem Zimmer, durch dessen schlecht isolierte Wände die Kälte kroch, so daß es der Mann nur im Mantel aushalten konnte, denn der alte Ofen funktionierte nicht mehr richtig und gab kaum Wärme ab. Todd gab sich seinem Haß hin. »Ich werde es dir beweisen!« flüsterte er. »Mich legst du nicht rein. Ich habe dir die verdammten Skelette besorgt und will nun sehen, wofür du sie gebrauchen kannst. Dir komme ich schon auf die Spur.«

Dieses Versprechen wollte er sofort einlösen. Die Nacht war vorbei. Über dem Süden Englands lag ein frostkalter und klarer Morgen. Nur wenig Nebel hing über den weiten Flächen. Wenn die grauen Schleier vorhanden waren, dann dort, wo sich auch kleine Bäche oder schmale Wasserrinnsale befanden.

Die Luft drückte. Nie kam die Sonne richtig durch, und an manchen Scheiben klebten Eisblumen.

Ein Auto besaß der Mann nicht. Er verließ sich auf sein Moped, einen zehn Jahre alten Krachmacher.

Aus einem Schuppen holte er das Fahrzeug hervor. Er hatte sich die alten Strickhandschuhe übergezogen, trat ein paarmal das Pedal durch und hatte wie immer Mühe, das Gefährt überhaupt zu starten. In der Kälte war es noch schwieriger. Vor dem Auspuff standen kleine Wolken, die in der klaren Luft allmählich zerflatterten.

Schließlich konnte er fahren. Todd setzte sich auf sein Moped und fuhr los.

Schon bald hatte ihn die Weite einer kältestarren Landschaft verschluckt. Schnee lag nicht auf den Wiesen. Was da so weiß schimmerte und manchmal auch glitzerte, war Rauhreif, der sich in der Nacht oder den frühen Morgenstunden gebildet hatte.

Es war Neujahr. Viele Menschen gingen am ersten Tag des Jahres in die Kirche. Dünnes Glockengeläut klang über das flache Land und erreichte auch die Ohren des fahrenden Mannes.

Darum kümmerte er sich nicht. Todd konnte sich überhaupt nicht mehr daran erinnern, wann er zum letztenmal in einer Kirche gewesen war. Vielleicht als kleiner Junge.

Er wußte, wo Samaran wohnte. Das Haus stand zwischen zwei kleinen Dörfern. Es lag ein wenig versteckt, hatte früher einmal einem Fabrikanten aus London als Weekend-Domizil gedient und war von Samaran gekauft worden, als der Mann, der keine Erben besaß, starb.

Das Haus selbst war nicht protzig. Ziemlich klein sogar, aber es besaß einen Anbau, der, und das wußte Todd auch, von Akim Samaran als Werkstatt benutzt wurde.

Er hatte einmal davon gesprochen. Was Samaran dort anfertigte, wußte Todd nicht. An diesem Morgen hoffte er, es herauszufinden.

Gegen einfallende Nordwinde schützten Erlen das Haus. Die Südseite lag frei.

Todd kam aus nördlicher Richtung. Von der normalen Straße führte ein Stichweg zum Ziel. Und dort hielt der alte Totengräber auch an. Er wollte sich nicht schon jetzt verraten, denn der laute Motor seines Mopeds war ziemlich weit zu hören. Zudem wußte Todd nicht, ob sich der andere im Haus befand.

In den Straßengraben legte er das Fahrzeug. Auf dem hart gefrorenen Gras lag ebenfalls eine weiße, hauchdünne Schicht aus Rauhreif. Im Schutz der Erlen schlich Todd auf das Haus zu. Der harte Boden unter seinen Schuhsohlen zeigte Wellen. Dazwischen war das Wasser gefroren. Wenn das Eis belastet wurde, knirschte es.

So ging Todd weiter.

Er brauchte nur hundert Yards zu laufen, dann sah er das Haus bereits. Die Erlen trugen keine Blätter mehr. Braun schimmerte die Außenfront des Hauses. Die Fenster wirkten wie beschlagene,

viereckige Guckaugen. Todd konnte nicht erkennen, ob sich hinter den Scheiben jemand bewegte. Er blieb dennoch sehr vorsichtig und duckte sich, als er sich auf das Haus zubewegte.

Nichts rührte sich an der Fassade. Samaran besaß auch keine Haustiere, die einen Ankömmling anfallen und den Besitzer somit warnen konnten. Das Haus und das Gelände darum schienen in einem tiefen Schlaf zu liegen. Über zugefrorene Pfützen sprang er, umging einen kleinen Buschgürtel, kletterte über einen Zaun und erreichte die Rückseite des Gebäudes und somit auch den Anbau.

Er bestand aus einfachen Ziegelsteinmauern, und Todd wunderte sich, daß er kein Fenster sah.

Vor einer Tür blieb er stehen. Sie bestand aus rohen Holzbohlen und besaß ein primitives Schloß, das leicht zu knacken war. Todd wunderte sich über die Stille.

Klar, bei dieser Kälte ließ sich kaum jemand blicken, aber die Ruhe hier kam ihm nicht normal vor. Sie war so anders, so fremd und barg irgendwie eine Gefahr.

Todd schaute sich das Schloß an. Es war ein normales Vorhängeschloß. Der gekrümmte Bügel war mit dem festen Metallteil verbunden. Todd holte ein Taschentuch hervor, schob es durch den Bügel, hielt das Tuch an beiden Enden fest und zog kräftig.

Beim ersten und zweiten Versuch klappte es nicht. Beim dritten auch nicht, aber der vierte Versuch brachte ihm den erwünschten Erfolg. Er konnte das Schloß öffnen.

Das dabei entstehende Geräusch gefiel ihm überhaupt nicht, deshalb wartete er lauernd ab, ob es von irgend jemand gehört worden war. Dem schien nicht so zu sein, alles blieb still.

Bevor Todd die Tür öffnete, schaute er sich um.

Der Totengräber war allein. Nur eine fette schwarze Krähe hockte auf einem kahlen Ast und beobachtete ihn. Ihm kam das Tier vor wie ein Totenvogel.

Vorsichtig schlüpfte er in den Anbau. Viel wärmer war es dort auch nicht. Zudem konnte er nichts sehen, blieb hinter der Schwelle stehen und suchte an der Wand nach einem Lichtschalter.

Zu seiner großen Überraschung fand er einen, drehte ihn herum und sah es hell werden.

Eine Einrichtung besaß der Anbau nicht, sah man mal von einem einfachen Holztisch ab und von den drei Särgen, die selbst den Totengräber erschreckten, der ja einiges gewohnt war.

Es waren kleine Särge, aber nicht weiß wie die letzten Ruhestätten der Kinder, sondern dunkel gebeizt. Ihm fiel ein, daß sich Samaran Kinderskelette gewünscht hatte. Waren sie vielleicht von ihm umgebettet worden und lagen jetzt in den Särgen?

Am liebsten hätte er nachgeschaut, aber er traute sich nicht. So

durchquerte er den Anbau und schritt auf eine Tür zu, die in das normale Haus führte, wo Akim Samaran lebte.

Die Angeln der Tür waren gut geölt. Dahinter lag ein schmaler Gang, der von einem seltsamen Geruch erfüllt war. Todd konnte nicht herausfinden, wozu der Geruch gehörte, aber er war sicher, ihn schon einmal gerochen zu haben. Je tiefer er in den Gang hineinschritt, um so intensiver wurde der Geruch.

Vor einer Tür blieb er schließlich stehen. Im Dämmer kaum zu erkennen, aber Todd wollte wissen, was dahinter lag.

Er öffnete die Tür.

»Willkommen!« hörte er die Stimme von Akim Samaran.

Der Totengräber blieb stehen. Er war völlig überrascht worden, blinzelte und schaute in das grelle Licht einer Deckenleuchte.

Darunter stand ein Tisch.

Auf ihm lag ein nackter Junge.

Daneben sah er Akim Samaran. Den rechten Arm hatte er erhoben. In der Faust hielt er ein Messer. Die lange Schneide ragte lanzenartig aus ihr hervor.

Wuchtig stieß Samaran die Faust nach unten, und die lange Klinge traf haargenau den Körper des auf dem Tisch liegenden Jungen.

Todd schrie vor Überraschung auf, während sich in seinen Schrei dashäßliche Lachen Akim Samarans mischte, der beide Arme hob.

Der Totengräber wußte, daß er in diesem Augenblick der Zeuge eines Mordes geworden war…

***

Auch zu dieser relativ frühen Stunde hatte der Pub im Kensington Hilton Hotel bereits geöffnet. Als ich ihn betrat und den Geruch von Alkohol wahrnahm, wollte mein Magen sofort wieder verrückt spielen, doch ich schaffte es, ihn durch ruhiges Atmen wieder zu normalisieren.

Der Pub war liebevoll sehr nett altenglisch eingerichtet. Stehtische waren ebenso vorhanden wie eine Bar oder kleine Nischen mit runden Tischen, bequemen Stühlen und Sprossenfenstern.

In einer dieser Nischen saß mein Vater.

Er hatte mich zuerst entdeckt und winkte mir zu. Ich schritt durch den Raum und fühlte mich wohl in dieser Atmosphäre aus Messing, Mahagoni und Chrom.

Zur Nische mußte ich zwei Stufen hochgehen, die ich hinter mir ließ und meinen Vater begrüßte. Er war aufgestanden, so daß wir uns umarmen konnten, und er schaute mich, als er mich von sich weggestemmt hatte, prüfend an, während aus einer im Ascher liegenden Pfeife der würzige Rauch des Tabaks in die Luft stieg.

»Junge, du siehst schlecht aus«, stellte er fest.

Ich hob die Schultern. »Das kann schon sein.«
»Hast du gefeiert?«
Ich setze mich und wischte über meine Stirn, wo sich ein leichter Schweißfilm gebildet hatte. »Gefeiert ist kein Ausdruck, Dad. Ich hatte einen richtigen Durchhänger.«
Auch mein Vater nahm Platz. Er trank von seinem Orangensaft, der zum Frühstück serviert wurde, und lachte leise. »Allein hast du aber auch nicht die Nacht verbracht.«
»Wir waren bei den Conollys.«
»Und die junge Frau am Telefon?«
»Das war Glenda Perkins. Sie hat mich in die Wohnung gebracht. Ich konnte sie ja schlecht allein nach Hause gehen lassen.«
Mein Vater winkte ab. »Junge, es ist nicht gut, wenn man sich mit seiner Sekretärin…«
»Weiß ich, Dad, aber kommst du gegen die Natur an?«
»Nein.«
Wir lachten beide, und uns fiel ein, daß wir uns noch nicht gegenseitig ein frohes neues Jahr gewünscht hatten. Das holten wir sehr schnell nach. »Ich hätte dich sowieso angerufen, Dad. Auch um mit Mutter zu sprechen. Ist sie in Schottland geblieben?«
»Ja, sie wollte nicht mit.«
»Dad, das glaube ich dir nicht. Ich kenne sie. Bestimmt hast du ihr irgend etwas erzählt.«
Horace F. Sinclair, wie mein Vater mit richtigem Namen hieß, nickte inhaltsschwer. Wenn ich ihn mir so anschaute, das graue Haar, das gebräunte Gesicht dazu und die klar blickenden Augen, wurde ich immer an einen gewissen Clayton Farlow aus der Serie »Dallas« erinnert. So ein Typ wie er war auch mein Vater.
»Ich konnte deine Mutter wirklich nicht mitnehmen, John«, sagte er.
»Verstehe ich nicht. Wie hat sie das aufgenommen, daß du ohne sie nach London gefahren bist?«
»Ich mußte eine Ausrede erfinden, die eigentlich keine war, wenn du verstehst.«
»Nein, noch nicht.«
»Keine Sorge, Junge, ich werde dich aufklären.«
Zunächst kam der Ober. Er räumte das Frühstücksgeschirr zur Seite und fragte nach unseren Wünschen.
Ich bestellte Wasser ohne Kohlensäure.
Mein Vater lächelte. »Eiferst du jetzt deinem Chef nach, John?«
»Nur heute«, schwächte ich ab.
»Na denn.« Der Ober wartete noch, hatte sein Lächeln einfrieren lassen und hörte zu, wie mein Vater für sich ein Bier bestellte. »Es ist mein Neujahrstrunk«, sagte er wie entschuldigend zu mir.
Ich hob die Schultern. »Das kenne ich. Früher sind wir ja mal

zusammen am Neujahrstag einen heben gegangen.«

»Ja, das ist lange her. Alles ist so lange her, auch der Fall, der mich nach London geführt hat.«

»Wieso?«

»Moment noch.« Mein Vater wartete ab, bis der Ober unsere Getränke gebracht hatte.

Ich schüttelte mich, als ich sah, wie mein Dad den ersten Schluck nahm. Nie hätte ich jetzt ein Bier herunterbekommen. Das glich schon einer Marter, hier zuzuschauen.

Meinem Vater schmeckte es. Er nahm auch seine Pfeife, zündete den Tabak frisch an und paffte die ersten Züge. Der blaugraue Rauch schwebte dem Fenster zu, wo er sich verteilte.

Ich dachte daran, daß ich in diesem Hotel vor Jahren einen schrecklichen Fall erlebt hatte, und wahrscheinlich würde hier auch ein zweiter beginnen, denn mein Vater war sicherlich nicht ohne triftigen Grund bei mir in London erschienen.

Daß er Sorgen hatte, las ich von seinem Gesicht ab. Falten zeichneten die Stirn, und er schien nicht so recht zu wissen, wie er das Gespräch beginnen sollte.

Ich baute ihm eine Brücke. »Fang einfach an, Dad, irgendwie ergibt sich dann alles.«

»Sicher, mein Junge, sicher.« Jetzt sprach er schon wie meine Mutter. Er dachte auch an sie, denn er sagte: »Ich habe deiner Mutter erklärt, daß ich hier wohne und daß es eine Männersache zwischen dir und mir wäre. Eine genaue Schilderung muß ich ihr natürlich nachliefern, aber lassen wir das, John. Sagt dir eigentlich der Name Akim Samaran etwas?«

Ich schaute ihn an und schüttelte den Kopf. »Nein.«

»Aber mir. Es ist schon lange her, John, du warst noch gar nicht auf der Welt, und ich stand gewissermaßen am Beginn meiner Karriere. Selbständig hatte ich mich damals noch nicht gemacht. Zwei Studienfreunde und ich arbeiteten zu der Zeit noch als Referendare zusammen und versuchten, uns die ersten Sporen zu verdienen. Damals ging es um diesen Akim Samaran. Er war im eigentlichen Sinne kein Verbrecher oder Gesetzesbrecher, das möchte ich mal vorausschicken, aber er war ein ungewöhnlicher Mensch. Angezeigt haben ihn Eltern, weil er die Kinder dieser Eltern zwar nicht gerade entführte, aber doch in sein Haus lockte.«

»Stand er auf Jungen? War er von der Veranlagung her…«

Mein Vater winkte ab. »Nichts von dem, was du denkst, John. Es ging ihm um etwas anderes. Er lockte sie zwar in sein Haus, aber das aus einem bestimmten Grund. Er benötigte sie als Modell. Samaran, der aus dem Orient stammt, war ein begnadeter Künstler. Schon in seiner persischen Heimat war er als Bildhauer bekannt geworden. Aus

welchem Grund er den Iran damals verlassen mußte, ist nicht bekannt. Jedenfalls ließ er sich in London nieder. Da er keinen anderen Beruf gelernt hatte, arbeitete er in seinem Beruf weiter und modellierte Menschen. Er bekam sogar Geld dafür, denn es gab Eltern, die sich von ihren Kindern lebensgroße Puppen machen ließen und sie sich in die Wohnung stellten.«

»Das ist ja furchtbar«, flüsterte ich.

»Sicher ist das abartig. Die Kinder werden größer, sie verändern sich, und dann stell dir vor, du hast in deiner Wohnung einen Menschen stehen, der damals zehn oder zwölf Jahre alt gewesen ist und sich nicht verändern kann. Das als Background. Wir wurden auf Samaran aufmerksam, weil man ihn angezeigt hatte. Er hatte wohl nicht genügend Aufträge, und da er besessen war, holte er sich aus diesem Grunde andere Kinder in sein Atelier und modellierte sie nach. Verstehst du?«

»Natürlich, Dad. Die Eltern der Kinder hatten eine verständliche Angst und schalteten die Polizei ein.«

»So war es. Wir vom Gericht vertraten die Anklage, denn die Eltern der quasi entführten Kinder wollten ein Berufsverbot erwirken. Das schafften sie auch. Akim Samaran durfte seinen Beruf nicht mehr öffentlich ausüben. Was er nach diesem Urteilsspruch machte oder tat, ist mir bisher unbekannt geblieben. Ich kann mich nur daran erinnern, daß er meinen Kollegen Fred Anderson und Simon Clarke sowie mir damit gedroht hat, daß es irgendwann einmal eine fürchterliche Rache geben würde. Wir hatten uns deshalb damals ein wenig gefürchtet, aber es kam nichts danach. Das Leben lief normal weiter. Ich lernte deine Mutter kennen und lieben. Wir heirateten, du wurdest geboren, ich eröffnete die Praxis, du wurdest grö ßer, wolltest kein Rechtsanwalt werden, was mich nicht gerade fröhlich gestimmt hat, aber von Samaran hörte ich nichts mehr.«

»Und trotzdem bist du gekommen.«

»Ja, John, denn gestern bekam ich einen Brief. Nein, das heißt, ein Telegramm aus London.«

»Kann ich es sehen?« fragte ich.

»Selbstverständlich.« Mein Vater holte es hervor, und ich las mit halblauter Stimme den Text. »Die Rache geht weiter. Samaran.«

»Nun?« fragte mein Vater, als ich das Papier sinken ließ.

Ich hob die Schultern. »Glaubst du daran?«

»Ja.«

»Ich ebenfalls.«

Der alte Horace war überrascht, als er diese Antwort hörte und erst einen Schluck nehmen mußte. »So schnell, mein Junge kann man dich von einem Fall überzeugen?«

»Im Prinzip nicht, Dad, aber ich bin bereits mit diesen Dingen

konfrontiert worden.«
»Wie? Mit Samaran?«
»So kann man es sehen.«
Mein Vater schüttelte den Kopf. »Das verstehe ich nicht so recht. Was hat Samaran mit dir zu tun?«
»Eigentlich nichts oder alles.« Ich legte meine Hand auf die meines Vaters. »Hör zu, Dad. Hat dieser Akim Samaran irgendwann einmal die Chance bekommen, auch von mir eine Nachbildung zu machen?«
»Du meinst, daß er eine Puppe von dir gemacht hat? Ein Kunstwerk, wie er immer sagte?«
»Ja.«
»Nein, John, nie! Das ist nicht vorgekommen. Gegen Samaran habe ich gewirkt, als du noch nicht auf der Welt warst. Ich war Anfang Zwanzig, er kaum älter…«
»Und doch muß es später einmal so gewesen sein«, erklärte ich.
»Wie kommst du darauf?«
»Wenn ich dir das sage, hältst du mich für verrückt oder drehst einfach durch.«
»Ich kann etwas vertragen. Zier dich nicht.«
Sicher konnte mein Vater etwas vertragen. Aber was ich ihm da erzählte, riß ihn fast vom Stuhl. Sein Gesicht zeigte einen so starken Unglauben, wie ich es bei ihm noch nie erlebt hatte. Immer wieder schüttelte er den Kopf und meinte zum Schluß, als ich mit meinem Bericht am Ende war: »Das ist ja unglaublich, dann war es kein Bluff, und dieser verfluchte Akim Samaran hat schon mit seiner Rache begonnen.«
»Es sieht so aus.«
»Aber wieso kommt er dazu, dich als Jungen nachzumodellieren?«
Ich lachte auf und hob die Schultern. »Das, mein lieber Dad, müßte ich dich eigentlich fragen.«
»Und ich kann dir keine Antwort geben.«
»Bist du sicher?«
»Wie meinst du?«
»Kann es nicht sein, daß man mich auch auf eine gewisse Art und Weise entführt hat, ohne daß Mutter und du es gemerkt haben?«
»Ausgeschlossen.«
Ich lächelte, als ich die Entrüstung meines Vaters sah. »Das hat mit der Verletzung einer Aufsichtspflicht nichts zu tun, Dad. Du konntest michnicht immer im Auge behalten. Ich glaube schon, daß irgendwann etwas geschehen ist, an das ich mich auch nicht mehr erinnern kann, weil ich es als Kind gar nicht so wichtig nahm.«
»Das mag alles stimmen, John, dennoch will ich daran nicht glauben. Nein, Samaran kann dich nicht…«
Ich schlug meinem Vater auf die Schulter und unterbrach seine Rede

mit dieser Geste. »Ärgere dich nicht, Dad. Du bist gekommen, das finde ich gut, und dieser Samaran hat sich mir durch den kleinen John Sinclair ebenfalls schon gezeigt. Wir werden ihm gemeinsam auf die Spurkommen.«

»Und wie willst du das anstellen?«

»Indem wir die Vergangenheit durchwühlen, die auch in der Zukunft eine Rolle spielt.«

»Da komme ich nicht mit.«

»Ich will es dir sagen, Dad. Du hast mir schon einen Hinweis gegeben. Wie hießen deine damaligen Partner noch?«

»Fred Anderson und Simon Clarke.«

»Und die wohnen in London?«

»Ja. Beide sind Anwälte geworden. Ob sie allerdings noch arbeiten, weiß ich nicht. Bestimmt haben sie sich zurückgezogen.«

»Sind auch Kinder da?«

»Das kann ich dir nicht genau sagen. Bei Anderson ja. Er hatte eine Tochter bekommen.«

»Clarke nicht?«

»Wir müßten es herausfinden.«

Mein Vater nickte entschlossen. Er stand auf, ohne sein Glas geleert zu haben. »Das werden wir auch, John. Wir kriegen es heraus, und wenn es das letzte ist…«

Der Ober kam. Er wollte nicht nur kassieren, sondern hielt auch einen Briefumschlag in der Hand. »John Sinclair?« fragte er und schaute uns beide an.

»Das bin ich.«

Er übergab mir den Umschlag. »Der ist soeben für Sie abgegeben worden.«

Während mein Vater die Rechnung beglich, schaute ich mir den absenderlosen Umschlag an. Mit einem Frühstücksmesser schlitzte ich ihn auf und holte ein Papier hervor, auf dem nur wenig zu lesen stand. Es war nur ein Satz, aber der reichte.

DEINE HENKERSMAHLZEIT IST GERICHTET, SINCLAIR!

Todd, der Totengräber, glaubte, einen bösen Traum oder einen schrecklichen Film zu erleben. Ungeheuerlich war das, was er zu sehen bekam. Da lag ein Kind auf dem Tisch, und in der Brust des Kindes steckte die Klinge eines Messers.

Und der Mann, der dieses Kind ermordet hatte, war sein Auftraggeber. Für ihn hatte er, Todd, die Skelette aus den Gräbern geholt.

Es war unfaßbar.

Jetzt begann der andere zu lachen und bewegte sich langsam auf den Totengräber zu. »Na, Todd, hat dich die Neugierde hergetrieben? Hast du noch nicht genug von mir bekommen? Wolltest du mehr, du

verdammter Hundesohn?«

»Nein, nein…« Todd begann zu stottern. »So war es nicht.«

»Wie dann?«

Fieberhaft suchte der Totengräber nach einer Ausrede. Er sah das süffisante Grinsen im Gesicht des anderen und wußte, daß ihm Akim Samaran nicht glauben würde.

»Nun?« Samaran kam immer näher. Für den auf dem Tisch liegenden Jungen mit dem Messer in der Brust hatte er keinen Blick.

Er nahm dies als völlig normal hin.

»Ich… ich wollte noch einmal mit dir reden, wenn du verstehst!«

»So plötzlich?«

»Ja.«

Samaran blieb stehen. »Du kannst es versuchen, obwohl ich es dir verboten habe. Wenn ich etwas von dir wollte, habe ich mich mit dir in Verbindung gesetzt und nicht umgekehrt. Ich wollte nie, daß du zu mir kamst. Es war dir verboten, das weißt du genau. Einfach verboten, hast du verstanden?«

»Schon, aber…« Todd verzog gequält das Gesicht und hob in einer hilflos anmutenden Bewegung die Schultern. »Ich habe mir gedacht …«

»Was hast du dir gedacht?«

Todd sprach nicht mehr weiter. Er hatte plötzlich Angst. Dieser Mann vor ihm jagte ihm Angst ein. Er war so grausam, so schrecklich, er spielte mit den Gefühlen der Menschen. Äußerlich schon eine etwas unheimliche Erscheinung mit dem grauschwarzen Haar, dem hageren Gesicht und dem lauernden und gleichzeitig wissenden Blick seiner Augen. Samaran war Perser. Man hörte es noch. Er sprach die Worte ziemlich hart aus, manche betonte er auch anders wie ein Engländer. »Ich warte auf eine Antwort!« flüsterte er.

»Was hast du dir gedacht, Todd?«

»Ich… ich dachte, du würdest mir noch einige Scheine geben, weil ich dir doch so geholfen habe.«

»Deshalb bist du gekommen?«

»Ja, aus diesem Grunde.«

Samaran schüttelte den Kopf. »Das glaube ich dir nicht, mein Freund. Nein, es stimmt nicht, du mußt einen anderen Grund haben.«

»Aber ich schwöre dir…« Der Totengräber breitete die Arme aus.

Er wollte noch weiter erklären, doch der andere ließ ihn dazu nicht kommen. Glashart erklärte er ihm das Todesurteil.

»Es ist so«, sagte er. »Wer unbefugt in mein Refugium eindringt, wird es auf eine bestimmte Art und Weise verlassen. Und zwar mit den Füßen nach vorn. Man wird dich heraustragen. Es gibt keine Chance für dich.«

Todd nickte. Er schaute auf den Jungen und flüsterte: »Mörder,

Samaran, du bist ein verdammter Mörder. Du hast den Jungen gekillt. Du…«

»Habe ich das wirklich?« höhnte der andere.

»Ja, du…«

Akim Samaran hob eine Hand und schnippte mit zwei Fingern.

Dieses Zeichen wurde von dem »Toten« verstanden. Durch die Gestalt des Jungen lief ein Zucken, und einen Augenblick später richtete er sich langsam auf. Er schob den Oberkörper in die Höhe, drückte einen Arm nach hinten und stützte sich mit der linken Hand auf. Das Messer steckte nach wie vor in seiner Brust. Der Junge hatte dunkles Haar, das glattgescheitelt war und ein Stück oberhalb der Ohren endete. Solche und ähnliche Frisuren hatte man vor 25 oder 30 Jahren getragen, aber nicht heute.

Auf dem Tisch sitzend drehte er sich. Er schaute Todd an, der schreckensstarr auf der Stelle stand und nicht mehr wußte, was hier eigentlich gespielt wurde.

Tote, die lebten, der Geruch von Wachs oder Stearin schwängerte den Raum, ein Mann, der wie ein Teufel reagierte und meckernd lachte, das alles war für Todd unbegreiflich.

Die düsteren Wände kamen ihm vor wie die engen Kammern eines Sargs, und er wußte auch, daß der andere seine Drohung eiskaltwahrmachen würde.

»Hast du das getan?« ächzte Todd. Er hörte sich reden, und seine Stimme kam ihm selbst fremd vor.

»Natürlich.«

»Wie, zum Teufel, wie?« Todd riß den Mund auf. Die Frage hatteeinfach rausgemußt.

»Ich werde dir auch dies sagen. Ich bin ein Diener des großen Ahriman, den ihr hier Teufel nennt. In Persien, meiner Heimat, hat er eben einen anderen Namen, und ich habe auch über Zarathustras Lehren gelesen, der ein Diener oder ein Prophet des Teufels war. Ich verfolge diesen Weg nur weiter. Für dich aber wird er hier enden.«

Nach dem letzten Wort schwang der angeblich Tote herum. Sein rechter Arm näherte sich dem Messergriff. Er umklammerte ihn hart und riß die Klinge mit einem Ruck aus seiner Brust.

Der Junge schaute Todd an.

Es waren die Augen eines Kindes, aber sie hatten Welten gesehen, die dem Totengräber bisher verschlossen geblieben waren. Eine böse und gefährliche Macht steckte in ihnen, die mit Menschenleben spielte und kein Pardon kannte.

Wie jetzt! Der rechte Arm des Jungen schwang nach unten. Todd wollte noch schreien. Er kam nicht mehr dazu, denn der durch die Luft flirrende Stahl war schneller.

Daß der Totengräber noch einen dumpfen Laut vernahm, wunderte

ihn. Es war der Schlag, mit dem das Messer seine Brust erwischte. Dann taumelte Todd zurück, fiel gegen die Türecke und brach zusammen. Er merkte nicht mehr, wie schwer er auf den Boden fiel, denn der Tod hatte ihn längst ereilt…

***

Ich las den Text einmal, ich las ihn zweimal. An einen Scherz wollte ich dabei nicht glauben, denn auch das Erscheinen meines Vaters und das Auftauchen des Jungen bei mir war beileibe kein Scherz gewesen. Dies hier war blutiger Ernst.

»Was ist denn?« fragte mein Vater. Ich reichte ihm die Nachricht.

Er las sie halblaut, und seine Stimme klang dabei krächzend. »Es ist kein Scherz, nicht wahr, John?«

»Nein, das ist es nicht!« Der Ober wollte sich entfernen, da hatte ich meine erste Starre überwunden. Mit zwei Schritten erreichte ich ihn und hielt ihn fest.

»Was ist denn, Sir?«

»Wer hat Ihnen die Nachricht überreicht?«

»Ein junger Bote, noch ein Kind.«

»Wo ist es?«

»Nach draußen gegangen.«

»Kommen Sie mit.« Der Ober wußte kaum, wie ihm geschah, als ich ihn an der Schulter herumdrückte und auf den Ausgang des Pubs zudrückte. Ich wollte den Jungen haben. So weit konnte er noch nicht sein. Durch ihn mußte ich auf die Spur der Hintermänner kommen.

»Schnell, schnell…« Ich drängte den Mann, der sich wehren wollte und meinen Ausweis sah. Da wurde er still. Wir eilten durch die Halle. Mein Vater hielt sich dicht hinter uns. Im großen Foyer, wo die Teppiche dick und weich waren und die zahlreichen Sessel zu Sitzgruppen aufgereiht standen und Ladenstraßen mit exklusiven Warenangeboten Käufer lockten, herrschte jetzt mehr Betrieb.

Die Gäste und das Personal schauten verdutzt, als wir auf das breite Glasportal des Eingangs zustrebten, dessen Tür zurückschwang, als wir mit unseren Füßen einen Kontakt berührten.

Wir erreichten die Auffahrt. Direkt in der Nähe lag der Holland Park. Das Hotel schloß praktisch an seiner Nordseite ab, und das Parkgelände bot zahlreiche Möglichkeiten, sich zu verstecken oder ungesehen zu verschwinden.

Ich wandte mich an einen Livrierten. »Sahen Sie einen Jungen, der das Hotel verlassen hat?«

Er schaute auf mich und meinen Ausweis. »Ja, das habe ich, Sir.«

»Wo ist er hingelaufen?«

»In den Park.«

»Genauer.«

Der Mann drehte sich und wies auf eine schmale Zufahrtsstraße.

Gleichzeitig rollte ein schwerer Mercedes vor. Der Livrierte ging hin, um die Türen zu öffnen.

»Komm, Dad!« rief ich.

Blitzschnell setzten wir uns in Bewegung. Ich achtete nicht auf irgendwelche Verkehrsregeln und sprang einfach über die Blumenkübel hinweg, die einen Weg markierten.

Über das Dach der tief liegenden Hotelgarage liefen wir hinweg underreichten den Rand des Parks.

Im Sommer hätten wir mehr Schwierigkeiten gehabt, einen Flüchtenden zu entdecken. Jetzt sah die Sache anders aus. Die Bäume hatten ihre Blätter verloren. Sie streckten die Äste wie kahle Totenarme nach allen Richtungen hin weg, unser Blick war relativ frei, und wir sahen auch einige der Straßen, die den Park durchschnitten und von Autofahrern benutzt werden konnten.

Wo steckte der Junge?

»Den finden wir nicht«, meinte mein Vater.

»Abwarten«, erwiderte ich und setzte mich in Bewegung. Um in den Park zu gelangen, mußte ich eine Straße überqueren. Der Verkehr war ziemlich dicht. Einige Wagen passierten mich, dann erwischte ich eine freie Stelle, um hinüberlaufen zu können. Mein Vater war mir gefolgt. Vor unseren Lippen dampfte der Atem. Erst jetzt kamen wir dazu, die Mäntel überzuziehen.

»Junge, du bringst mich noch auf Trab«, erklärte mein alter Herr prustend und schaute sich um.

Im Park befanden sich nur wenige Spaziergänger. Zumeist ältere Leute, die ihren Neujahrsspaziergang hinter sich brachten.

Inzwischen war es schon Mittag geworden. Ein Junge hätte eigentlich auffallen müssen, und tatsächlich sah ich einen dort umherlaufen, wo sich auch eine der Durchgangsstraßen befand.

Ob er das war, wußte ich nicht. Wir konnten davon ausgehen, da er allein war, denn sonst verliefen sich um diese Zeit kaum Kinder in dem Holland Park.

Ich streckte den Arm aus.

Mein Vater nickte. Er hatte ihn auch entdeckt. »Okay, John, das kann er sein.«

Wir bewegten uns schneller als die üblichen Spaziergänger, aber nicht so rasch, daß wir auffielen. Die Wege benutzten wir nicht.

Quer über die Wiesen liefen wir, schaufelten mit unseren Füßen braune, gefrorene Blätter in die Höhe und huschten geduckt unter den kahlen Zweigen mächtiger Bäume einher. So näherten wir uns dem Jungen, der es nicht mehr weit bis zu einem Spielplatz hatte.

Klettergeräte und eine Rutsche waren dort aufgebaut. Ich rechnete damit, daß der Junge in einen der übereinandergestellten Würfel

klettern würde, weil er darauf zulief, das erwies sich als Irrtum, denn er ging daran vorbei und entschwand unseren Augen, weil ihn kahles Buschwerk deckte.

Jetzt konnten wir schneller laufen. Mein Vater blieb etwas zurück.

Ich erreichte als erster das Buschwerk und stellte zweierlei fest.

Zunächst einmal war der Junge meinen Blicken entschwunden.

Das sah ich negativ.

Als positiv konnte ich meinen Zustand bezeichnen. Mir ging es wieder gut. Die kalte Luft hatte meinen Kater vertrieben, nur noch ein leichter Druck war in meinem Kopf zurückgeblieben.

Der Weg war schmal. Er führte auf eine der Straßen zu, die den Park durchquerten.

Ich sah sie erst später, als ich auch den Jungen wieder entdeckte.

Er stand am Rand der Straße und hatte beide Hände in seine Taschen geschoben. Einen Wollmantel trug er, der ihm bis über die Knie reichte. Von seinem Kopf sah ich nur den hinteren Teil. Der Junge machte mir ganz den Eindruck, als würde er auf irgend jemand warten. Sein Haar war im Gegensatz zu dem meinen sehr dunkel, fast schwarz. Uns trennten vielleicht noch zehn Schritte von ihm, und er machte mir nicht den Eindruck, als hätte er uns überhaupt gesehen. Er stand da und wartete.

Mein Vater befand sich wieder an meiner Seite. »Was willst du ihn denn fragen, John?«

»Mal sehen.«

»Erst der Name.«

Ich nickte und setzte mich wieder in Bewegung. Dabei hörte ich die Warnungen meines Vaters. Er hatte Angst um mich, denn das Kind war ihm irgendwie nicht geheuer.

Das traf auch auf mich zu. Ich fürchtete mich zwar nicht vor ihm, aber einen seltsamen oder unnatürlichen Eindruck machte er mir auch, als er regungslos herumstand.

Er verhielt sich überhaupt nicht wie ein normales Kind, dafür war er viel zu ruhig.

Ich brauchte noch drei Schritte, um ihn zu erreichen und blieb rechts neben ihm stehen. Er mußte mich längst bemerkt haben, aber er tat nichts. Stand da und schaute auf die Straße.

Auch mein Vater kam. Sein Gesicht zeigte einen besorgten Ausdruck. Ich sprach ihn an. »Kennst du den Jungen?«

»Nein. Wieso?«

»Hätte ja sein können, daß es einer der Söhne deiner damaligen Partner oder Freunde war.«

»Keine Ahnung.«

»Okay, wir werden sehen.« Ich drehte mich wieder und gingggleichzeitig ein wenig in die Hocke, weil ich den Jungen

ansprechen wollte und er mich dabei sehen sollte.
»Guten Morgen, Kleiner«, sagte ich. »Wer bist du denn?«
Er drehte den Kopf. Kalt schaute er mich an. So kalt, daß ich erschrak, denn ich hatte selten zuvor so gnadenlose Augen bei einem Kind gesehen. Der Blick war abgebrüht, er zeigte überhaupt kein Gefühl. Auch die Lippen waren fest zusammengepreßt.
Mein Blick glitt über die Haut des Jungen. Sehr glatt kam sie mir vor. Ohne Falte, ohne Pore, man konnte sie als unnatürlich bezeichnen. Vielleicht als künstlich oder wächsern.
Hatte ich hier einen Menschen vor mir?
Für mich schien er ein kleines künstliches Monster zu sein, denn ich konnte überhaupt nicht feststellen, daß er atmete.
Einfach erschreckend…
Trotzdem gab ich ihm noch eine Chance. »Bitte«, sagte ich. »Wir beide könnten miteinander reden. Ich habe einige Fragen an dich.«
Er schwieg.
Dafür hörte ich ein anderes Geräusch. Von rechts her kam ein Lieferwagen. Er war kleiner als ein Truck, aber größer als ein normaler Pkw. Und der Mann hinter dem Lenkrad fuhr auch nicht gerade langsam, denn die Straße war frei.
Ich übte mich weiterhin in Geduld. »Kannst du nicht sprechen, Kleiner?«
»John!« hörte ich meinen Vater. »Mach nicht so ein großes Theater um ihn. Nimm ihn einfach mit und damit fertig.«
Er mußte uns verstanden haben, denn er drehte den Kopf. Aber nicht mich, sondern meinen alten Herrn schaute er an. Dabei wurde sein Blick noch kälter, grausamer und abweisender. Es sah so aus, als wollte er uns alle zum Teufel wünschen.
Ich legte ihm meine Hand auf die Schulter. Vielleicht hätte ich das gerade nicht machen sollen. Für den Jungen war die Berührung der zündende Funke. Bevor einer von uns Erwachsenen es verhindern konnte, bewegte er sich einen Schritt vor und stand schon auf der Straße.
Da kam der Wagen!
Und der war verdammt schnell. So schnell, daß weder der Junge noch ich dazu kamen, so zu reagieren, wie wir es eigentlich hätten tun müssen. Und auch der Fahrer wurde von dieser Reaktion überrascht, so daß es kam, wie es kommen mußte.
In den nächsten Sekunden erlebte ich die Vorgänge wie in einem Zeitlupentempo mit. Junge und Wagen prallten zusammen. Es saßen schon Kräfte dahinter, die das Kind packten, in die Höhe schleuderten und den Körper zu einem wirbelnden Etwas machten, das Ähnlichkeit mit dem einer Puppe hatte. Er wurde so hoch gewuchtet, daß er über die breite Kühlerschnauze hinwegflog und sich etwa in Höhe der

Scheibe befand, so daß der schreckensstarr hinter dem Lenkrad sitzende Fahrer ihn auch sehen mußte und seinen Fuß mit aller Macht gegen das Pedal der Bremse stemmte.

Es war ein reiner Gewaltakt, der nur nichts brachte, denn der Bremsvorgang war zu spät erfolgt.

Reifengummi radierte mit schrillem Pfeifen über den Asphalt. Der Wagen geriet aus der Spur, aber mit der Kante des Führerhauses packte er den Jungen noch einmal, schleuderte ihn vor sich auf die Straße, und die Bremskraft reichte einfach nicht mehr aus, um den schweren Wagen rechtzeitig genug zum Halten zu bringen.

Der Junge wurde überrollt…

Wir sahen, wie der Lieferwagen zweimal ruckte, als seine Reifen den Körper überfuhren. Mit dem Heck schleuderte er gleichzeitig nach rechts, noch einmal jammerten die Reifen über den Untergrund, dann war es geschafft.

Der Wagen stand.

Der Junge lag auf dem Rücken und rührte sich nicht mehr. Ich konnte nur einen Teil von ihm erkennen, das Gesicht sah ich nicht.

Ich spürte nur die Stille, die sich ausgebreitet hatte.

Man konnte sie als tödlich bezeichnen…

Ich sah meinen Vater. Er schien mit dem Boden verwachsen zu sein, so steif stand er auf dem Fleck. Das Blut war aus seinem Gesicht gewichen. Die Haut hatte eine kalkbleiche Farbe angenommen, und in seinen Augen glitzerte die Feuchtigkeit.

Auch er stand unter einem Schock. Es sah so aus, als wollte er etwas sagen, aber er bekam einfach keinen Ton hervor, und ich nickte ihm zu. »Warte hier, Dad.« Sehr leise hatte ich gesprochen. Meine Worte jedenfalls wurden vom Öffnen der Fahrertür übertönt, als der Mann seine Kabine verließ. Er zitterte wie Espenlaub. Seine Lederjacke stand offen. Auf dem Kopf wuchs wirres Kraushaar. Seine Lippen zitterten, doch sprechen konnte er nicht. Der Schock saß einfach zu tief.

Als ich ging, lief auch er vor. »Mister«, sprach er mich an. »Verdammt, Mister, Sie haben es doch gesehen! Ich konnte einfach nichts tun. Der Junge ist mir genau vor den Wagen gelaufen.« Bevor ich mich versah, hatte er mich schon gepackt und schüttelte mich durch.

Er blies mir seinen Atem ins Gesicht, und ich roch die Alkoholfahne.

Wütend schüttelte ich ihn ab. »Sie sind zu schnell gefahren«, sagte ich nur und ließ ihn stehen.

Er lamentierte weiter. Ich kümmerte mich nicht um ihn, sondern schaute nach dem Jungen.

Reglos lag er vor mir. Daß er auf den Rücken gefallen war, hatte ich schon zuvor gesehen, aber sein Körper hatte sich verändert.

Zweimal waren Räder über ihn gefahren, und das sah man.

Der kleine Körper war von dem Gewicht zerquetscht worden.

Normalerweise hätte er ein scheußliches Bild bieten müssen, aber ich sah kein Blut, selbst am Kopf nicht.

Und doch hatte er die größte Änderung erfahren. Eines der Räder mußte genau über ihn hinweggerollt sein, denn der Kopf war regelrecht plattgewalzt.

Ein Bild, das mir unter die Haut ging und mich trotzdem neugierig machte. So sah eigentlich kein Mensch aus, der unter die Räder eines Wagens gekommen war. Völlig ohne Blut!

Ich bückte mich.

Im Hintergrund hörte ich den Fahrer mit meinem Vater reden.

Der Mann beschwerte sich noch immer darüber, daß ihm der Junge einfach vor den Wagen gelaufen war. Die Antworten, die mein Vater ihm gab, hörte ich nicht. Mich interessierten auch nicht die Schritte, die sich dem Ort des Geschehens näherten.

Mochte der Park noch so leer gewesen sein, irgendwelche Zeugen, die den Unfall gesehen hatten, gab es immer noch. Und sie wollten sich die Sache aus der Nähe anschauen.

Ich faßte unter die Gestalt, um sie anzuheben. Dabei mußte ich Kraft aufwenden, denn so schwer hatte ich mir den Jungen nicht vorgestellt. Er war nicht nur schwer, auch hart, das wiederum wunderte mich.

Wie konnte ein Körper diese Schwere besitzen? Der Junge war höchstens zehn oder elf Jahre alt.

Da seine Haut sehr glatt war, mußte sie aus einem anderen Material als die eines normalen Menschen bestehen. Das aber sollten unsere Wissenschaftler bei Scotland Yard feststellen.

Den Jungen wollte ich nur von der Straße wegschaffen.

Drei Schritte weit ließ er mich kommen. Dann reagierte er plötzlich und schlug zu.

Beide Arme schossen von der Seite her nach oben. Ich bekam den Kopf nicht schnell genug aus der Gefahrenzone und wurde zweimal getroffen. Einmal erwischte es mich rechts und zur gleichen Zeit links, so daß ich die schweren Treffer spürte, denn sie schüttelten mein Hirn regelrecht durch. Schmerzen schossen wie Blitzstrahlen durch meinen Kopf, ich wollte es nicht, aber ich ließ den Jungen los und sackte dabei selbst in die Knie. Den Aufschlag spürte ich bis in die Oberschenkel hinein und hörte den erschreckten Ruf meines Vaters.

Den Jungen hatte ich natürlich losgelassen. Vornübergebeugt kniete ich auf der kalten Erde, hob meinen Kopf mühsam an und sah den »toten« Jungen rennen.

Ja, er rannte weg!

»Das ist doch Wahnsinn!« brüllte der Fahrer. Er lief ihm aber nicht nach, sondern hämmerte mit beiden Fäusten gegen seine Wagentür, während er von den Zuschauern unverwandt angestarrt wurde.

Ich spürte die stützenden Hände meines Vaters unter den Achselhöhlen, der mir hochhelfen wollte und hörte auch seine besorgte Frage. »Ist dir etwas passiert, Junge?«

»Nein, nein, es geht schon, glaube ich. Ich muß den Jungen zu fassen bekommen.«

»Aber du kannst doch nicht…«

Und ob ich konnte. So gut es mein Vater auch meinte, meine heftigen Bewegungen unterbrachen ihn, und mir gelang es wieder auf die Füße zu kommen.

Diesmal würde ich den Jungen nicht unterschätzen, das stand für mich fest, als ich mich an die Verfolgung begab. Wohin er laufen wollte, war mir nicht klar, jedenfalls hatte er die Straße wieder verlassen und rannte schräg in den Park hinein.

Obwohl es ihm nicht möglich war, besonders leichtfüßig zu rennen, war er doch schnell. Geschickt nutzte er Abkürzungen und die natürlichen Deckungen aus, so daß ich mich noch mehr beeilen mußte, wollte ich ihn einholen.

Der Kopftreffer hatte mir zugesetzt. Im Hirn arbeitete ein kleines Kraftwerk. Die Kälte biß in mein Gesicht, vor dem Mund flatterte der Atem. Hin und wieder sah ich den Jungen wie ein huschendes Gespenst erscheinen. Er rutschte künstlich angelegte Hänge hinab und überquerte mit einem Sprung einen zugefrorenen Bach.

Dann hatte er Pech.

Hinter dem Bach stieg das Gelände natürlich wieder an. Er kam dort auf, bekam aber das Übergewicht, weil er auf dem schrägen Boden das Gleichgewicht nicht halten konnte, fiel auf seine plattgedrückte Schulter und rollte wieder zurück.

Auf so etwas hatte ich gewartet. Mit gewaltigen Schritten näherte ich mich dem Jungen, der dabei war, sich wieder auf die Beine zu stellen. Auch ich erreichte das Bachbett, und zwar in dem Augenblick, als der Junge es geschafft hatte und auf allen vieren den Hang in die Höhe kroch.

Er war zu langsam.

Ich setzte mit einem gewaltigen Sprung über das Bachbett hinweg, warf meinen Oberkörper nach vorn, um das Gleichgewicht zu halten.

Der Junge würde mir nicht entkommen.

Das dachte ich nur bis zu dem Moment, als über mir eine düstere Gestalt in einem dunklen Mantel erschien. Wie ein Todesbote schien er aus dem Nichts gekommen zu sein, und er hielt etwas in der Hand, das mir verdammt gefährlich werden konnte.

Es war eine Schrotflinte mit abgesägtem Lauf!

Die Sonne war hervorgekommen. Sie stand sehr tief, dennoch befand sie sich im Rücken des anderen und strahlte ihn praktisch an.

Sie zeichnete ein deutliches Bild von dem Mann mit der Flinte, ließ

aber sein Gesicht im Schatten, so daß ich nicht erkennen konnte, wer dieser Mann war und ob er zu meinem feindlichen Bekanntenkreis zählte.

Eins wußte ich jedoch.

Dieser Typ würde nicht zögern, zu schießen. Wenn er abdrückte und mich die Ladung traf, war es um mich geschehen.

Deshalb schleuderte ich mich nach rechts. Diese Sekunde gab er mir, wenn auch nicht freiwillig, denn er mußte die Richtung der Waffenmündung ein wenig verändern, um über den sich aufrichtenden Jungen hinwegfeuern zu können.

Im folgenden Moment schien die Welt unterzugehen. Ich schaute zwar nicht direkt in die aufplatzende Feuerblume hinein, trotzdem wurde ich geblendet, und der Hagel aus Schrot jagte wie ein gefährliches Gewitter über meinen Rücken hinweg.

Irgendwo hinter mir prasselte er gegen die Böschung, während ich mich um die eigene Achse drehte und von Glück reden konnte, daß mich die Geschosse nicht erwischt hatten.

Ich spürte unter mir das Eis, stieß mit den Ellbogen hart irgendwo gegen und kam zur Ruhe.

Ich sah beide. Der andere machte mir nicht den Eindruck, als wollte er noch einmal abdrücken, denn er hatte seine Schrotflinte in die linke Hand gewechselt, den rechten Arm ausgestreckt und half seinem Schützling so in die Höhe. Vor den Lippen des Mannes dampfte der Atem. Um meine Beretta ziehen zu können, mußte ich mich auf die Seite wälzen. Als hätte der andere es geahnt, so nutzte er die Zeitspanne aus, zuckte zurück und war sofort danach mit dem Jungenverschwunden.

Ich kam wieder hoch.

Genau dort, wo die Schrotladung getroffen hatte, wirkte die harte Erde wie verbrannt und war sogar aufgerissen. Das sah ich im Vorbeigehen, als ich mich den Hang hocharbeitete.

Ich hatte dessen Ende noch nicht erreicht, als ich ein bekanntes Geräusch vernahm.

Ein Motor orgelte auf. Leider war es kein Kaltstart, denn der Wagen fuhr sofort an.

Ich sah es, als ich das Ende der künstlich angeschütteten Böschung erreichte.

Allerdings befand er sich nicht sehr weit von mir entfernt. Wenn ich rannte, würde ich ihn noch erreichen können, zudem war die Beifahrertür noch nicht geschlossen und der Junge nicht richtig eingestiegen. Bewaffnet war er auch nicht, und wenn er in dieser Haltung blieb, so mußte es mir einfach gelingen, ihn zu schnappen.

Ich startete.

In einem schrägen Winkel lief ich auf den R 4 zu, um dem dunklen

Fahrzeug den Weg abzuschneiden.

Ich war sehr schnell, zudem schon gut eingelaufen und schaffte es auch, näher heranzukommen. Obwohl ich den Fahrer schlecht und auch nur im Profil erkennen konnte, entdeckte ich auf seinem Gesicht doch den verbissenen Ausdruck.

Ich war da.

Mit einem letzten Sprung hatte ich den Wagen erreicht, gerade als der überfahrene Junge die Tür zuziehen wollte. Meine Hände griffen zu wie die Krallen eines Vogels, wenn er sich auf einen Ast setzt.

Ich bekam den oberen Türrand zu fassen, hielt eisern fest und wollte sie weiter aufreißen.

Das war einfach zu schwer, denn der Junge hielt dagegen, und seine Kräfte hatte ich unterschätzt.

Nur die Türdicke und die Scheibenbreite trennten uns noch voneinander. Sein verformtes Gesicht kam mir vor wie eine klumpige Masse, in der zwei Augen saßen, die Haß ausstrahlten.

Der Fahrer beschleunigte, und ich hing noch immer an der verdammten Tür, ohne sie loszulassen. Ich wollte die Beine bewegen, damit ich mithalten konnte, aber ich stolperte über meine eigenen Knochen, konnte nicht fallen, hielt aber eisern fest und wurde so von dem fahrenden Wagen mitgeschleift.

Es war schlimm, denn ich wußte, daß ich die Tür nur für die Dauer von Sekunden so halten konnte wie jetzt. Der Wagen fuhr schneller, die Kräfte wurden stärker.

Im letzten Moment bekam ich die Hände weg, fiel hinter seinem Heck auf den hart gefrorenen Boden, wo das sperrige Wintergras meinen Aufprall ein wenig dämpfte. Wenigstens die Nummer wollte ich mir merken, drehte mich um, doch die Distanz zwischen mir und dem Renault war bereits zu groß geworden.

Die weißblauen Auspuffwolken hüllten mich ein, und ich kam mir in diesen Augenblicken wie der große Verlierer vor.

Wütend schlug ich mit der Faust auf den Boden, drehte mich wieder und stand auf.

Ziemlich belämmert stand ich da. Was konnte ich jetzt noch tun?

Nicht viel. Nur eine Großfahndung nach einem dunklen Renault R ankurbeln, alles andere war sinnlos.

Schon jetzt begann ich damit, diesen Neujahrsmorgen zu verfluchen. Das Jahr fing gut an. Ich hoffte, daß dies nicht weiter so anhalten würde und ich auch mal eine Ruhepause bekam.

Den gleichen Weg, den ich gekommen war, ging ich auch wieder zurück. Mein Vater kam mir schon entgegen. Er war froh, mich gesund und munter zu sehen, das sagte er mir auch.

»Alles in Ordnung, Junge?«

»So einigermaßen.«

»Du bist nicht verletzt?« Prüfend schaute er mich an.
»Nein, ich habe es überstanden.« Mein Grinsen fiel kläglich aus.
»Aber der andere ist verschwunden.«
»Der Junge?«
»Ja.«
Während unseres Gesprächs gingen wir zu der Unglücksstelle zurück. »Ich hörte einen Schuß«, sagte mein Vater.
»Sicher. Man hat mit einer Schrotflinte auf mich gefeuert. Das ging wirklich um Haaresbreite.«
»Und jetzt?«
»Großfahndung nach einem dunklen R 4«, erklärte ich. »Das ist das einzige, was ich noch tun kann. Ansonsten würde ich diesen Teil des Falls als Niederlage bezeichnen.«
»Es kommen auch andere Zeiten, Junge.«
»Das hoffe ich sehr.«
Inzwischen war an der Unfallstelle die Polizei eingetroffen. Wer sie alarmiert hatte, wußte ich nicht. Jedenfalls diskutierten die Beamten mit dem Fahrer, der sich wieder beruhigt hatte und auf mich zeigte, als er mich entdeckte.
Die Beamten zogen mürrische Gesichter, die ein wenig freundlicher wurden, als sie meinen Ausweis sahen.
»Was können wir für Sie tun, Sir?«
»Mich telefonieren lassen.«
Dazu stand der Streifenwagen zur Verfügung, den ich betrat. Der Kollege in der Zentrale meldete sich auch mit mürrischer Stimme, deren Tonfall ich allerdings gern überhörte und ihn flottmachte.
»Kennzeichen?« fragte er. »Weiß ich nicht.«
»Wie sollen wir die Karre dann finden?«
»Versucht's wenigstens.«
»Okay.« Ich wußte selbst, daß es nicht viel Sinn hatte. London konnte man mit einem Moloch vergleichen. Der schluckte alles, was ihm in die Quere kam. Diese Stadt war nicht auszurechnen. Hier konnte man sich jahrelang verbergen, ohne entdeckt zu werden.
Um den Fahrer zu entlasten, klärte ich die Sachlage auf. »Dann war der Junge also nicht so schwer verletzt?« fragte man mich.
»Nein, er konnte gehen.«
»Und er befindet sich jetzt in dem Wagen?«
»So ist es«, lächelte ich. Der Mann nickte. »Wir nehmen trotzdem ein Protokoll auf, und damit ist die Sache für uns erledigt.«
»Richtig.« Nachdem ich wieder zur Ruhe gekommen war, spürte ich meinen Kopf abermals. Das Hämmern hinter der Schädeldecke hatte sich wieder ein wenig verstärkt. Ich schob es nicht allein auf den in der letzten Nacht reichlich genossenen Alkohol, sondern auf die gefährlichen Ereignisse in den letzten Minuten, die mich fast das

Leben gekostet hätten.

»Das war ja wohl ein Schlag ins Wasser«, sagte mein Vater. »Wir müssen den Hebel woanders ansetzen.« Ich gab ihm recht. »Bleibt es bei dem Plan?«

»Natürlich. Wir werden deine alten Freunde mal besuchen. Vielleicht haben auch sie einen ungewöhnlichen Gast bekommen oder zumindest eine Nachricht.«

»John«, erklärte mein alter Herr im strengen Tonfall, so, wie er früher oft zu mir gesprochen hatte. »Du nimmst den Fall einfach zu sehr auf die leichte Schulter.«

»Nein, Dad, das tue ich nicht. Es sieht nur so aus, wirklich…«

Eigentlich hatte ich ein schlechtes Gewissen, aber ich hatte einfach nicht die Zeit gefunden, meinen Freund und Kollegen Suko zualarmieren. Zudem sah ich diesen Fall als eine Familienangelegenheit an, die ich gemeinsam mit meinem Vater lösen wollte.

Wir besuchten zunächst die Andersons. Die Adresse hatte ich dank meiner Beziehungen schnell erfahren, und der Weg führte uns nach Notting Hill, das nicht weit von dem Punkt entfernt lag, wo alles begonnen hatte. Notting Hill ist eine Gegend, in der im Westen zahlreiche Parks das Bild bestimmen, und so fand ich auch einen Parkplatz nahe eines Parks. Der Bentley stand mit der Schnauze zum Park hin und schloß fast mit der Stoßstange am Gitter der Umrandungsmauer ab.

Nur wenige Fahrzeuge standen hier. Es war inzwischen hoher Mittag geworden, eine blasse Wintersonne stand am Himmel, besaß jedoch nicht die Kraft, das dicke Eis auf den Pfützen zu tauen.

Wir mußten bis zur Wohnung der Andersons zu Fuß gehen. Die Familie wohnte zwei Querstraßen weiter.

Als wir vor dem alten Haus mit den runden Vorbauten standen und an der mit Efeu überrankten Fassade hochschauten, zog mein Vater ein bedenkliches Gesicht.

Ich bemerkte es und fragte: »Was hast du?«

»Im Prinzip nichts. Nur fällt mir gerade ein, daß ich die Andersons lange Zeit nicht gesehen habe.«

»Kennst du denn die Frau?«

Er lachte. »Damals war sie noch sehr jung. Die beiden hatten noch nicht geheiratet.«

»Das wird sich ja bald ändern«, erwiderte ich und durchquerte alserster den Vorgarten, auf dem die Blumenbeete mit Torf und Tannenzweigen zum Schutz gegen die winterliche Kälte abgedeckt worden waren.

Mein Vater lachte hinter mir her. »Deine Antwort war gut. Mal sehen, ob sie deinem Ratschlag folgen.«

»Wie meinst du das?«
»Ob sie dann heiraten?«
Ich schüttelte den Kopf, schaute mir die Tür und das Klingelbrett daneben an. In dem Haus wohnten sechs Familien. Die Andersons lebten in der ersten Etage.
Ich schellte. Jetzt hoffte ich nur, daß sie über den Jahreswechsel nicht verreist waren, aber ich hatte Glück. Die Tür wurde geöffnet, und ich konnte einen muffig riechenden Hausflur betreten, in dem eine große Treppe nach oben führte.
Zwei Kinder polterten die Stufen herab. Sie liefen so schnell, daß sie mich fast noch von den Beinen geholt hätten. Lärmend tobten sie an mir vorbei.
Eine Frau erwartete uns an der offenen Wohnungstür. Sie trug ein schwarzes Kleid und trug die Haare streng nach hinten gekämmt.
Die Arme hingen wie Pendel rechts und links des Körpers nach unten. So als würden sie überhaupt nicht zu ihr gehören. Erst beim Näherkommen sah ich die schmale Brille mit dem dünnen Rand.
Irgendwie brachten mein Vater und ich es beide nicht fertig, ihr ein frohes neues Jahr zu wünschen, statt dessen begrüßten wir sie mit der Tageszeit.
Sie nickte zurück.
»Sind Sie Mrs. Anderson?« fragte mein alter Herr.
»Ja, die bin ich.«
»Mein Name ist Sinclair, Horace F. Sinclair. Ich weiß nicht, ob Sie meinen Namen schon einmal gehört haben, aber ich war oder bin mit Ihrem Mann Fred gut bekannt. Wir waren früher sehr viel zusammen. Ihr Mann, dann Simon Clarke und ich.«
Mrs. Anderson hatte bei den Worten meines Vaters genickt. »Ja, jetzt weiß ich Bescheid«, flüsterte sie. »Fred hatte, als er noch lebte, viel von Ihnen erzählt.«
Ich sah, daß mein Vater erschrak. »Er ist tot?«
Sie nickte.
Mein Vater senkte den Kopf. »Das«, flüsterte er, »tut mir sehr leid. Ich habe nicht gewußt, daß…«
»Es ist auch noch nicht lange her«, unterbrach ihn Mrs. Anderson.
Es entstand eine Schweigepause, die ich dann unterbrach, weil in mir ein gewisses Mißtrauen keimte. »Können Sie uns sagen, wie oder woran Ihr Mann gestorben ist?«
»Das kann ich, Mister…«
»Ebenfalls Sinclair. Ich bin der Sohn.«
»Wie schön für Sie«, antwortete sie bitter. »Ich habe meinen Mann und meinen Sohn zur gleichen Zeit verloren. Sie starben auf der Straße. Von einem Wagen wurden sie überrollt. Da gab es keine Chance mehr für sie. Der Wagen fuhr sie bis gegen eine Wand.«

»Wie das?«

»Es war ein Truck«, sagte sie. »Er setzte sich plötzlich in Bewegung, ohne daß jemand hinter dem Lenkrad gesessen hätte. Mit seiner gewaltigen Schnauze quetschte er sie gegen die Mauer. Man hat sie kaum noch erkennen können. Es war schlimm.«

Vater und ich warfen uns einen Blick zu. »Dürfen wir Sie trotzdem noch einige Minuten belästigen?« fragte Sinclair senior.

Sie überlegte einen Moment. Ich glaubte, in ihren Augen einen scharfen, fordernden Blick zu erkennen. Schließlich hob sie die Schultern und gab den Weg frei. »Bitte, kommen Sie herein, ich habe hier nichts zu versäumen. Wenn Ihnen die Zeit nicht zu kostbar ist?«

»Nein, das ist sie gewiß nicht«, antworteten wir und kamen der Aufforderung nach.

Die Wohnung gefiel mir aus dem Grunde nicht so recht, weil sie ziemlich düster war. Diese Düsternis strahlte nicht nur der Flur mit den dunklen Möbeln ab, auch im Wohnzimmer breitete sie sich aus.

Es lag vielleicht an den wuchtigen Gardinen, die vor dem Fenster hingen und einen Großteil der Helligkeit nahmen.

Die Sessel waren alt, auf denen wir Platz nahmen. Als Mrs. Anderson uns etwas zu trinken anbot, lehnten wir beide ab.

Auch sie setzte sich. Dabei ließ sie uns nie aus den Augen. Mir kam ihr Blick irgendwie beobachtend vor, und sie machte mir ganz den Eindruck einer Frau, die irgend etwas zu verbergen hatte, es aber nichtzugeben wollte, denn so gut kannte ich mich mittlerweile mit den Menschen aus.

»Ja, es ist ruhiger geworden, seit meine beiden Männer nicht mehr anwesend sind«, sagte sie leise.

»Und es war wirklich ein Unfall?« fragte ich.

»Natürlich.«

»Hat man Nachforschungen angestellt? Sie sagten, daß der Wagen plötzlich losgefahren wäre…«

»Das ist er auch. Es ging alles wie mit dem Teufel zu. Da muß sich die Bremse gelöst haben, hieß es.«

Ich nickte und hörte die Frage, die mein Vater der Witwe stellte.

»Wann ist es denn passiert, Mrs. Andersen?«

»Vor gut zwei Wochen.«

Das war eine Antwort, die zwar normal klang, mich aber stutzig werden ließ, denn zwei Wochen waren eine ziemlich knappe Zeitspanne. In diesem Fall hier sah ich jede Bemerkung mit etwas anderen Augen an.

»Und beide zusammen«, flüsterte sie noch. »Es war ein besonders schlimmer Schlag für mich.«

Das konnten wir ihr ohne weiteres nachfühlen. Auch mein Vater fühlte sich unwohl. Er saß irgendwie steif auf seinem Sitz, schaute zu

Boden und hatte die Finger seiner Hände ineinander verschlungen. Ihn mußte die Nachricht ebenfalls hart getroffen haben.

»Haben Sie eigentlich noch mit den Clarkes Verbindung?« erkundigte sich mein alter Herr.

»Simon Clarke?«

»Ja, den meine ich.«

»Überhaupt nicht, Mr. Sinclair. Wir haben keinen Kontakt. Das waren alles Dinge, die mein Mann getan hat, bevor er mich kennenlernte. Ich kannte Sie ja auch kaum.«

»Wohnen die Clarkes denn noch in London?«

Diese Frage hatte ich gestellt, und Mrs. Anderson schaute mich aus großen Augen an. »Das wissen Sie nicht?«

»Nein.«

»Wir bekamen mal einen Brief aus Frankreich. Darin stand, daß die Clarkes ihren Wohnort gewechselt hatten. Sie leben jetzt in Paris.«

»Ohne daß etwas passiert wäre.«

»Soviel ich weiß.« Mrs. Anderson lächelte fahrig. »Was sollte denn geschehen sein?«

»Nur so. Ich dachte da an einen Brief, den man mir geschickt hatte.« Anscheinend wollte mein Vater nicht, daß ich darüber sprach, ich aber überhörte sein Räuspern geflissentlich und fuhr fort: »Man hat mir einen Drohbrief geschickt, in dem mir mein Tod angekündigt wird. Das ist nicht zufällig bei Ihnen auch geschehen, Mrs. Anderson?«

»Nein.«

Eine sehr schnelle Antwort gab sie mir, und ich dachte darüber nach, ob sie gelogen hatte. Die Situation erschien mir irgendwie festgefahren zu sein. Wir saßen da, niemand sprach, der eine belauerte den anderen, aber so recht sagen wollte keiner etwas.

Mein Vater machte den Anfang. Er nickte und erhob sich aus seinem Sessel. »Ich glaube, daß wir hier nichts mehr verloren haben«, meinte er. »Es tut mir leid für Sie, Mrs. Anderson. Auch ich hätte mir gern ein Wiedersehen gewünscht, aber was nicht ist, kann man nicht ändern.«

»Ja, da haben Sie recht.«

»Ach, Mrs. Anderson, ich hätte noch eine kleine Bitte.« Während des Aufstehens meldete ich mich.

Die Frau blickte mich überrascht an. »Was gibt es denn da noch, Mr. Sinclair?«

»Haben Sie zufällig ein Bild von Ihrem Sohn zur Hand?«

Die Frau schüttelte den Kopf. »Ein Bild?« fragte sie. »Was wollen Sie damit?«

»Ich wollte mir Ihren Sohn einmal ansehen. Wenn es geht, hätte ich gern ein Foto, das ihn als Jungen zeigt. Ist das möglich?«

»Im Prinzip ja. Nur verstehe ich nicht…«

»Bitte.« Ich nickte ihr zu. »Seien Sie doch so freundlich und tun mir

den Gefallen.«

»Nun ja, wenn soviel für Sie davon abhängt, bitte sehr. Warten Sie, ich hole das Foto.« Mrs. Anderson stand kopfschüttelnd auf und schritt zu einer Anrichte, die einige Schubladen besaß.

Da sie uns den Rücken zudrehte, konnte sie nicht sehen, daß mich mein Vater fragend anschaute. Ich sagte ihm nichts und schaute zu, wie die Frau eine der Schubladen aufzog und eine Mappe hervorzog, die unschwer als älteres Fotoalbum identifiziert werden konnte.

Während sich die Frau umdrehte, schlug sie das Album auf und begann zu blättern. Bald hatte sie ein Bild gefunden, auf dem ihr Sohn abgelichtet war. »Das ist Jake, als er elf Jahre alt war«, erklärte sie und deutete auf einen dunkelhaarigen Jungen, der vor einer Hauswand stand, lächelte und dabei auf ein neues Fahrrad deutete.

Ich schaute sehr genau hin.

Wahrscheinlich sah Mrs. Anderson es nicht, aber mein Vater bemerkte, wie ich bleich wurde. »Ist er das, John?«

Ich nickte.

»Was… was meinen Sie damit?« fragte Mrs. Anderson mich.

Es war nicht leicht für mich, ihr eine Antwort zu geben, aber es mußte sein. »Ihren Sohn, Mrs. Anderson, habe ich vor wenigen Stunden noch gesehen. Jake wollte mich töten…«

Auch mir waren die Worte nicht leicht gefallen, und Mrs. Anderson stand da, starrte mich an und schüttelte den Kopf. »Sind Sie… sind Sie verrückt geworden?« fragte sie.

»Nein, das bin ich nicht. Aber es stimmt tatsächlich. Ich habe Ihren Sohn vor kurzem noch gesehen.«

Heftig widersprach sie. »Das… das ist eine Unverschämtheit. Sie wollen mich …« Die Frau konnte nicht mehr weitersprechen, weil ihr einfach die Kraft fehlte. Sie gab sich entrüstet, sogar unnatürlich wütend, aber ich nahm ihr dies nicht so recht ab, obwohl sich mein Vater täuschen ließ. »John, bitte, du kannst doch nicht einfach Mrs. Anderson so unter Druck setzen!«

»Es ist eine Tatsache.«

»Mein Sohn Jake ist tot, Mr. Sinclair!« bekam ich zu hören. »Ich selbst habe ihn begraben. Verstehen Sie?«

»Natürlich verstehe ich Sie, Mrs. Anderson, dennoch habe ich ihn gesehen. Es war auch nicht der echte Körper Ihres Sohnes, sondern…«

»Jetzt werden Sie unverschämt!« schrie sie. Hinter ihren Brillengläsern funkelte die Wut in den Augen. »Verlassen Sie sofort meine Wohnung. Ich will Sie nicht mehr sehen.«

Natürlich hatte sie das Recht, uns hinauszuwerfen, aber ich wollte noch nicht gehen. Ich blieb eisern stehen, schaute sie hart an und fragte nach einem gewissen Akim Samaran.

»Kennen Sie ihn?«

»Nein!«

Die Antwort kam, meiner Ansicht nach, viel zu schnell, um ehrlich und wahr zu sein. Diese Person wußte etwas, und das wollte sie uns auf keinen Fall mitteilen. Wie konnte ich sie zwingen, uns, die Wahrheit zu sagen?

Unsere Blicke fraßen sich ineinander. »Ihr Sohn ist tot«, sagte ich leise. »Mir ist auch keine lebende Leiche begegnet. Aber ich habe jemanden gesehen, der ebenso aussah wie Jake. Die beiden glichen sich aufs Haar, verstehen Sie? Aufs Haar.«

»Das ist mir egal.«

»Und Sie wollen ihn nicht sehen?«

»Nein!«

»Es ist gut«, sagte ich und nickte. »Entschuldigen Sie bitte die Störung und die Unannehmlichkeiten, die wir Ihnen bereitet haben. Es ist nicht unsere Absicht gewesen.«

Die Frau enthielt sich eines Kommentars. Während ich in den Flur ging, sprach mein Vater noch mit ihr und entschuldigte sich gewissermaßen für mein Benehmen.

Im Hausflur trafen wir uns wieder. Mein alter Herr sah ärgerlich aus. Ich trug daran die Schuld, aber ich würde bei meiner Ansicht über die Frau bleiben.

Erst als wir draußen standen, verschaffte sich mein Vater Luft.

»Schämst du dich nicht?« fuhr er mich an. »Das ist doch eine Unverschämtheit von dir gewesen, John, die Frau so zu behandeln. Sie stand noch unter Trauer. Du durftest sie nicht so herunterputzen.«

»Dad, da bin ich anderer Meinung.«

»Uneinsichtig auch noch?«

»Nein, das nicht.« Ich schaute zum Himmel, sah graue Wolken und auch die feinen Schneekörner, die zu Boden rieselten. »Ich bin davon überzeugt, Dad, daß diese Frau wesentlich mehr weiß, als sie zugeben will. Die hat sich nicht umsonst so hysterisch benommen, und von einer Trauer habe ich bei ihr auch nicht viel bemerkt. Die hängt irgendwie drin, Dad, Ich glaube fest daran.«

»Auch ohne Beweise.«

»Ja.«

»Und was macht dich so sicher?«

»Das Gefühl, Dad, nur das Gefühl.«

»Wenn ich mich darauf immer hätte verlassen sollen, wäre so manches schiefgelaufen.«

»In deinem Job vielleicht. Bei mir nicht. Ich bin kein Anwalt, sondern Polizist für besondere Aufgaben. Ich jage Dämonen, Geister, Bestien, was immer du willst, und da habe ich mir im Laufe der Zeit angewöhnt, auf gewisse Strömungen zu achten.«

»So bezeichnest du also dein Gefühl?«

»Richtig.«
»Also, ich komme da nicht mit und verlasse mich lieber auf die Fakten.«
»Und wie sähen die in diesem Fall aus?« fragte ich. »Es gibt keinen Beweis dafür, daß diese Frau etwas mit unserem Fall hier zu tun hat.«
»Vielleicht bekommen wir ihn noch.« Mein Vater lachte. »Wann und wo?«
»Wir werden sehen.« Mittlerweile hatten wir meinen Silbergrauen erreicht, auf dessen Dach eine leichte Schneeschicht lag. Der Wind blies auch uns die Körner schräg ins Gesicht. Manche Schneeflocken stachen wie kleine Spitzen in meine Haut. Ich hatte die Augen verengt, um gegen das Rieseln anschauen zu können. Als mich mein Vater aufforderte, endlich den Bentley aufzuschließen, öffnete ich den Wagenschlag. »Weit werden wir nicht fahren«, erklärte ich ihm.
»Wo willst du denn hin?«
»Einen Beweis suchen.«
»Jetzt wirst du komisch, John«, erklärte mir der alte Horace F. Sinclair und hämmerte die Tür zu.
Ich lächelte nur, schnallte mich an, startete und rollte rückwärts, bevor ich die alte Schaukel, wie ich meinen Wagen inzwischen genannt hatte, drehte.
Mochte der Bentley auch seine Jahre auf dem Buckel haben, eines war gewiß. Die Reifen gehörten zu den besten, denn ich hatte Winterreifen aufziehen lassen.
Die Fahrbahn war tückisch. Der von oben kommende Schnee bestand aus sehr feinen Körnern, die von einem eisigen Wind getrieben wurden und flach über den Boden sausten, bevor sie irgendwo liegenblieben und genau an den Stellen die ersten, kleinen Verwehungen bildeten.
Für die Autofahrer war das Wetter Gift, während die Kinder sich freuen konnten.
Ich fuhr ziemlich langsam. Im Schrittempo rollte ich die Straße wieder zurück.
»Was hast du vor, John?«
»Das wirst du gleich sehen, Dad. Ich traue nämlich unserer Freundin nicht über den Weg. Der Besuch wird sie aufgeschreckt haben. Sollte sie Dreck am Stecken haben, wird sie sich mit irgend jemand in Verbindung gesetzt haben, der ihr helfen kann. Sie muß einfach reagieren. Ich möchte nur ihr Haus ein wenig beobachten.«
»Aha.« Mein Vater nickte. »Und das siehst du da vorn.«
»Genau, und auch das Taxi.«
Der Wagen war plötzlich gekommen und hatte vor dem Haus, in dem Mrs. Anderson wohnte, gehalten.
Auch ich stoppte. Mein Vater sagte nichts mehr. Wahrscheinlich

wunderte er sich darüber, daß Mrs. Anderson sich so schnell hatte ein Taxi kommen lassen.

»Es kann auch ganz harmlos gewesen sein«, meinte er. Seine Ausrede klang ziemlich lahm.

»Wir werden sehen.«

Der Fahrer des Wagens brauchte nicht lange zu warten. Die Haustür wurde geöffnet, und Mrs. Anderson erschien.

Sie schaute kurz in die Höhe, sah den Schnee und schüttelte den Kopf. Es gefiel ihr wohl nicht, daß es so weiß vom Himmel rieselte.

Aber das war nicht mein Problem. Ohne sich umzudrehen, schritt sie schnell auf den Wagen zu und stieg ein. Das Taxi fuhr sofort an.

Ich hatte den Motor laufenlassen, wartete, bis der andere Wagen einen genügend großen Abstand erreicht hatte und folgte ihm. Die Reifen hatten auf dem Schneeboden deutliche Spuren hinterlassen, denen ich nur zu folgen brauchte.

»Was erhoffst du dir von dieser Verfolgung«, erkundigte sich mein Vater.

»Zumindest eine Spur.«

»Wie du meinst.«

»Du kannst auch aussteigen, Dad. Vielleicht wird es gefährlich. Ich denke an Mutters Worte. Auch sie hatte immer Angst um dich…«

»Hör bitte auf!«

Um meinen Vater nicht noch weiter zu verärgern, hielt ich lieber den Mund. Ich hatte eigentlich damit gerechnet, daß die Fahrt tiefer in die City hineinführte, das war nicht der Fall, das Taxi rollte weiterhin den Londoner Randbezirken entgegen, und der Schneevorhang wurde von Minute zu Minute dichter.

Die Fahrzeuge, die uns entgegenkamen, fuhren sehr langsam. Sie passierten uns im Schrittempo.

Bald verschwanden die Häuser, die Gegend wurde ländlicher, der Schnee mehr und die Straßen schmaler.

Vor der Scheibe tanzte ein wirbelnder Vorhang. Ich mußte dichter zum Taxi aufschließen, wollte ich es nicht aus den Augen verlieren.

»Ob das alles etwas bringt«, fragte mein Vater zweifelnd.

»Ich hoffe es.«

Horace F. Sinclair schüttelte den Kopf. »Wenn man sich mit dir einläßt, ist man vor Überraschungen nie sicher.«

Ich grinste. »Was du nicht sagst. Aber ich habe nun mal keinen Verwaltungsjob.«

In der nächsten Viertelstunde schwiegen wir, denn mir fiel es immer schwerer, mich auf das Fahren zu konzentrieren. Es war nicht einfach, auf der glatten Fahrbahn die Balance zu halten. Trotz Winterreifen mußte ich sehr behutsam mit Gas und Bremse umgehen, um den Weg durch diesen wirbelnden Vorhang aus Schneeflocken zu finden.

Vor mir glühte etwas Rotes. Wie zwei Teufelsaugen kamen mir die Lichter vor. Das waren sie nicht, nur die Bremsleuchten des Taxis, das angehalten hatte.

Auch ich stoppte.

»Jetzt bin ich mal gespannt«, sagte mein Vater, den mittlerweile auch das Jagdfieber gepackt hatte.

»Ich auch.«

Schattenhaft sahen wir eine Gestalt auf der linken Seite hinweghuschen und im dichten Flockenwirbel verschwinden. Das mußte die Frau gewesen sein.

Der Fahrer drehte seinen Wagen auf der engen Straße. Ich hatte schon Angst, daß er bei der Glätte nicht richtig herumkam, aber er schaffte es mit Geschick und Können.

Schon bald passierte er uns, aber da waren wir auch wieder angefahren.

Ich hielt nicht genau dort, wo auch das Taxi gehalten hatte, sondern fuhr ein kleines Stück weiter, bevor ich stoppte.

»Und jetzt?« fragte mein Vater.

»Schaue ich mir an, wohin die Madame gegangen ist.«

»Soll ich warten?«

»Es wäre nicht schlecht. Man weiß ja nie, was noch alles auf uns zukommt. Bei dir bin ich mir vor keiner Überraschung sicher.«

Ich schaute auf die Uhr. »Paß auf, Dad, wir machen es so. Wenn ich in einer Stunde nicht zurück bin, alarmierst du die Kollegen. Dann sitze ich wahrscheinlich in der Tinte.«

»Mach ich.«

Ich stieg aus. Zum Glück waren die Fußspuren der Frau noch zu sehen, der Schnee hatte sie nicht verweht. Über einen Straßengraben sprang ich hinweg, schaute mich noch einmal um und erkannte, daß sich die Umrisse des Bentleys im Schneegestöber auflösten. So dicht fielen inzwischen die weißen Flocken.

Ich kam mir vor wie auf einem fremden, kalten Planeten ohne Sonne. Wo ich auch hinschaute, nur die weißen, tanzenden, wirbelnden Flocken, die wie kleine Nadeln stachen, wenn sie meine warme Gesichtshaut trafen und dort wegtauten.

Das Bild änderte sich ein wenig. Ohne es eigentlich gewollt zu haben, hatte ich den normalen Weg verlassen und war in das freie Gelände geraten, wo meine Füße tief in dem jungfräulichen Schnee versanken.

Ich befand mich nicht auf dem freien Gelände, denn zu beiden Seiten erschienen lange Buschzweige, die mich an dicht beieinander stehende frierende Menschen erinnerten und manchmal gegen meine Kleidung schlugen, wenn ich sie zu nah passierte.

Wo sich der Weg befand, wußte ich nicht. Ich drückte mich durch einen Busch, bewegte dabei die langen Zweige, die ihre Schneehauben

auf mich entluden. Den Blick hielt ich nach unten gerichtet. Fußspuren sah ich keine mehr.

Dafür Umrisse.

Verwaschen und verschwommen schälten sie sich aus dem Schneewirbel hervor. Zu identifizieren waren sie kaum. Erst beim Näherkommen stellte ich fest, daß die Umrisse gut zu einem Haus gepaßt hätten.

Und so war es auch.

Wenige Schritte später hatte ich die Hauswand erreicht und drückte mich dagegen. Der Wind hatte Schnee dagegen geweht. Er war regelrecht festgeklatscht worden und klebte daran wie schwere graue Pappe. Ein Fenster entdeckte ich nicht in der unmittelbaren Nähe und ging deshalb davon aus, daß ich zumindest an der Seitenwand des Gebäudes gelandet sein mußte.

Auch von Mrs. Anderson hatte ich keine Spur entdeckt. Wahrscheinlich war sie bereits in dem Gebäude verschwunden, das bei dem dichten Schneefall wie ein geheimnisvolles Zauberschloß wirkte.

Abermals fand ich den Weg nicht. Ich mußte über das normale unebene Gelände laufen, trat mal in Löcher, zog mein Bein wieder hervor und ackerte mich weiter voran.

Irgendwann, als ich die Hausecke umrundet hatte, stand ich vor der Eingangstür. Zwar hatte auch sie Schnee abbekommen, das dunkle Holz allerdings überwog bei ihr.

Vergeblich suchte ich nach einer Klingel. Wer hier wohnte, der konnte auf so etwas verzichten.

Die Schneekörner peitschten gegen meinen Nacken und in den Rücken. Mittlerweile hatte ich kalte Hände bekommen, die Finger wurden steif, das war nicht gut.

Ich legte die rechte Hand auf die Türklinke, drückte sie nach unten und hatte eigentlich nicht damit gerechnet, daß offen war. Um so überraschter reagierte ich, als sich die Tür nach innen öffnen ließ.

Ein Flur nahm mich auf. Wärme drang mir entgegen. Ich empfand sie nach der Kälte als unnatürlich, und der auf meinen Haaren liegende Schnee begann zu tauen. Als Wassertropfen lief er in meinen Nacken und rann auch den Rücken hinab.

Am Ende des Flurs brannte Licht. Ich entdeckte die Umrisse mehrerer Türen. Wer in diesem Haus lebte, mußte es umgebaut haben.

Vorsichtig ging ich weiter. Der Schnee taute immer stärker. Das Wasser tropfte zu Boden, ich aber hatte das Gefühl, in eine andere Welt zu kommen.

Das gesamte Haus kam mir unnatürlich vor.

Was lauerte hinter den Türen? Wo steckte Mrs. Anderson? Was hatte sie hier überhaupt zu suchen?

Fragen, auf die ich eine Antwort finden mußte. Zudem war ich sicher, sie hier bekommen zu können, denn ich fühlte, daß ich dicht vor einer Lösung stand.

Die erste Tür passierte ich. Sie war verschlossen. Ich überwand mich selbst und öffnete sie nicht. Nach den nächsten drei Schritten hatte ich die zweite Tür erreicht.

Sie stand offen.

Bevor ich sie mit meinem Umriß noch verdunkeln konnte, erreichte ein seltsamer Geruch meine Nase. Es roch irgendwie nach kaltem Fett, nach Wachs oder einem ähnlichen Zeug.

Jedenfalls war es nicht normal.

Auch nicht die Stimme, die mein Ohr erreichte. Sie klang rauh, auch dumpf und gleichzeitig höhnisch.

»Komm ruhig näher, John Sinclair. Ich habe auf dich gewartet, mein Freund!«

Ich blieb stehen. Innerhalb von Sekunden mußte ich mich entscheiden, wie ich handeln sollte.

Mit gezückter Beretta den Raum betreten, um dem Unbekannten gleich zu zeigen, wohin der Hase laufen sollte?

Nein, ich ging mit leeren Händen vor, erreichte das Türrechteck und drehte mich nach links. Ich schaute in ein spärlich möbliertes Zimmer, sah einen rechteckigen Tisch und an dessen Kopfende vor der Tür einen thronartigen Stuhl.

Der war besetzt.

Den Mann hatte ich noch nie zuvor in meinem Leben gesehen. Er hockte steif auf seinem Thron, trug dunkle Kleidung und ein ebenfalls schwarzes Hemd, um dessen Kragen eine weiße Schleife gebunden war. Die Lampe hing von der Decke, befand sich dicht hinter ihm und leuchtete ihn an, so daß ich ihn gut erkennen konnte.

Er war schon älter. Sein Haar zeigte eine grauschwarze Farbe, war aber noch ziemlich voll. Das fleischige Gesicht zeigte ein faltiges Muster. Ich schaute in kleine Augen, die von Faltenkränzen umgeben waren, sah auch die dicken Lippen und die Hände mit den wulstigen Fingern, die auf der Tischplatte lagen.

Etwa zwei Schritte vor dem Tisch blieb ich stehen. »Meinen Namen kennen Sie ja«, sagte ich. »Und wer sind Sie?«

Der Mann legte den Kopf zurück und lachte schallend. »Können Sie sich das nicht denken?«

»Ja. Akim Samaran!«

»Genau, der bin ich. Kompliment, Sinclair, Sie haben wirklich gut gearbeitet und so gehandelt, wie ich es mir ausgerechnet habe, denn ich wollte Sie in mein Haus bekommen.«

»Das haben Sie geschafft. Und jetzt?« Er senkte den Kopf, hob gleichzeitig die Augenlider, so daß er mich von unten her anschielte.

»Ich hatte Ihnen doch eine Nachricht überreichen lassen. Da Sie schon gekommen sind, kann ich das Ganze präzisieren. Von der Henkersmahlzeit hatte ich geschrieben. Daß Sie dieses Haus nicht lebend verlassen, will ich Ihnen persönlich sagen. Oder anders herum. Sinclair, Sie sind dem Tod geweiht!«

Mit einer ähnlichen Antwort hatte ich gerechnet. Aus diesem Grunde war ich auch nicht überrascht. Dieses Versprechen hatten mir schon oft meine Feinde gegeben, es zum Glück bisher noch nicht einlösen können. Bei diesen Dingen kam es immer auf die Umwelt an. Jeder Dämon oder seine dämonischen Helfer hatten besondere Methoden, Feinde ins Jenseits zu schicken. Akim Samaran würde sich von den anderen nicht unterscheiden. Ich war nur gespannt, wie er es versuchen wollte, mich zu töten. Daß er mir eine Henkersmahlzeit angedroht hatte, konnte ich etwas sarkastisch als stilvoll bezeichnen.

Aber ich wollte den Grund wissen. Zudem mußte er mir das Motiv nennen können, das ihn dazu geführt hatte, mir ein Ebenbild zu schicken.

Er gab sich sehr sicher, obwohl nur wir beide einander gegenüberstanden. Helfer sah ich keine, auch nicht den Jungen, dermich hatte töten wollen. Ich mußte mich ein wenig korrigieren, denn ich hatte Akim Samaran schon einmal gesehen, denn er war es gewesen, der im Park mit einer Schrotflinte auf mich gezielt hatte, nur hatte ich dort sein Gesicht nicht genau erkennen können.

Er sprach mich darauf an. »Sie haben gut reagiert, Sinclair. Fast hätten Sie es noch geschafft, aber ich bin eben zu gut. Ich bin auch viel zu gut für dich. Man kann mich nicht stoppen, auch dann nicht, wenn ich in einem fahrenden Wagen sitze. Und man kann meine Helfer nicht töten.«

»Das habe ich bemerkt.«

Er nickte. »Einsicht ist der erste Weg zur Besserung. Aber davon einmal abgesehen, sicherlich werden Sie sich fragen, aus welch einem Grunde ich das alles auf mich nehme.«

»In der Tat frage ich mich das.«

»Das Motiv ist simpel. Es besteht praktisch nur aus einem Wort. Das heißt *Rache*!«

»Rache?« wiederholte ich. »Wofür?«

»Für die Schmach, die man mir vor mehr als 25 Jahren angetan hat.« Er hob die Arme und spreizte die Finger. »Schauen Sie sich diese Hände an, Sinclair. Schauen Sie sich jeden einzelnen Finger an. Es ist wie ein Wahnsinn. Diese Finger sind kleine Genies. Sie können etwas bewegen, sie können formen, sie können modellieren. Sie sind begnadet, und das hat diese verdammte Welt nicht anerkannt.«

Ich lauschte seinen Worten, denn er besaß eine faszinierende Stimme. Dabei redete er nicht laut, eher verhalten und leise, aber

jedes Wort war genau zu verstehen. Samaran betonte die einzelnen Silben extrem stark, obwohl man bei seiner Rederei nur von einem Flüstern sprechen konnte. Und er war von seiner Sache überzeugt.

»Was hat das mit Ihren Fingern zu tun?« wollte ich wissen.

»Fast alles. Ich bin ein Künstler, ein Genie. Ich interessiere mich für Menschen, denn ich habe den Auftrag bekommen, mich mit den auf der Erde lebenden Personen zu beschäftigen. Sie faszinieren mich, und ich habe es geschafft, sie naturgetreu nachzubilden. Damals kam ich aus Persien nach London. Sehr bald fing ich an, mir einen Kundenkreis aufzubauen. Es gab zahlreiche Eltern, die ihre Kinder nachmodelliert haben wollten. Ich tat ihnen den Gefallen. Leider, so muß ich sagen, waren es nicht genug. Deshalb fehlten mir die Aufträge, so daß ich mich gezwungen sah, wollte ich meinen genialen Trieb befriedigen, mir andere Kinder zu holen. Ich fand sie überall. Auf der Straße, in den Slums. Ich lockte sie mit wenig Geld, und sie folgten mir, da sie arm waren. Nun, es ging nicht glatt, obwohl ich den Kindern nichts tat und sie nur bat, still sitzen zu bleiben. Eltern waren dagegen, sie zeigten mich an, es kam zu einem Prozeß. Drei junge Assistenten wollten sich damals ihre Sporen verdienen. Sie sorgten dafür, daß ich bestraft wurde. Und zwar mit der Ausweisung. Soll ich dir die Namen der drei damals noch jungen Männer sagen?«

»Nein, das brauchen Sie nicht.« Ich blieb bei der förmlichen Anrede.

»Dein Vater, Geisterjäger, gehörte dazu. Die anderen hießen Anderson und Clarke. Ich wurde also ausgewiesen und ging wieder zurück in meine Heimat, aber nur, um meine Rache vorzubereiten. Wie du sicherlich weißt, Sinclair, ist die Geisterwelt des Orients vielfältig. Auch bei uns gibt es Gut und Böse, obwohl ich von den Guten nicht viel halte, denn ich bin mir sicher, daß sie im Endeffekt verlieren werden. Also beschäftigte ich mich mit dem Bösen, und hielt mich nicht mit untergeordneten Geistern auf. Hast du schon mal etwas von Ahriman gehört?«

»Sicher«, erwiderte ich. »Er ist in der persischen Mythologie das gleiche wie bei uns der Teufel.«

»Sehr gut, Geisterjäger, sogar ausgezeichnet. Ich stelle fest, einen Fachmann vor mir zu haben. Das spart mir allzu lange Erklärungen. Also, ich wandte mich an Ahriman. Auch deine Landsleute werden gewisse Tricks kennen, um den Teufel zu beschwören, die gibt es ebenfalls bei uns. Ich beschäftigte mich mit ihm, und so wurde ich zu einem Totenbeschwörer, der versuchte, aus nicht Lebenden Lebende zu machen. Es war sehr, sehr schwer, denn Ahriman ließ sich nicht so ohne weiteres in die Karten schauen. Aber er gab mir aus dem Reich der Finsternis Tips, die ich gut gebrauchen konnte, als ich wieder nach London zurückkehrte. Dieses Haus hier kaufte ich. Wenn du die Gegend besser kennen würdest, wäre dir aufgefallen, daß es nicht sehr

weit von einem Friedhof entfernt liegt. Es ist ein alter Friedhof, man begräbt aber hin und wieder noch die Toten dort. Alle liegen sie in der kalten Erde. Ob Männer, Frauen oder Kinder. Und auf die Kinder kam es mir an. Auf ihre Skelette, denn die brauchte ich, so hat es Ahriman mir mitgeteilt.«

Ich zuckte zusammen. »Wollen Sie damit sagen, daß sie Kinder Skelette aus den Gräbern geholt haben?«

»Nicht ich, Geisterjäger. Dafür holte ich mir einen Helfer. Es war ein Totengräber, der für einige Scheine selbst dem Satan ins Gesicht gespuckt hätte. So sehr war er hinter dem Geld her. Ihn also heuerte ich an, und er brachte mir die Skelette. Drei waren es. Ich war mittlerweile auf die Suche gegangen, denn meine Rache war längst nicht erloschen. Sie hatte sich nicht einmal abgekühlt und ich begann, mich mit den Personen zu beschäftigen, die damals dafür gesorgt hatten, daß ich das Land verlassen mußte. Das waren die Andersons und du, Sinclair. Leider verunglückten die Andersons gemeinsam, es war mein Pech, aber ich konnte die Frau für mich gewinnen. Du glaubst gar nicht, wie sehr sie in meinen Bann geriet, als sie plötzlich ihren toten Sohn vor sich sah. Und dann noch als Kind.«

»Wie haben Sie das gemacht?«

»Es war nicht schwer, denn Ahriman hatte mich beraten. Zudem stehe ich noch mit Zarathustra, seinem wichtigsten Propheten in Verbindung. Schwierig war es nicht. Ich benötigte die Skelette, bekam sie auch und rieb die Knochen mit einer Salbe ein, die Ahriman selbst hergestellt hatte. Es ist die Totensalbe gewesen. Ich hatte einen Grundstock. Um ihn herum mußte ich noch einen Körper bauen, was mir als künstlerisches Genie nicht schwerfiel. Ich nahm als Grundmaterial Wachs. Wachs läßt sich formen und modellieren. Unter meinen Händen entstanden drei Kinder, die denen zum Verwechseln ähnlich sahen, die ihre Väter, also meine Feinde, gezeugt hatten. Leider konnte ich die Clarkes nicht finden. Ich hörte jedoch, daß sie in Frankreich leben. Sie werden meiner Rache dort nicht entgehen. Zunächst muß ich mit euch fertig werden. Und das fällt mir leicht, denn die Hälfte habe ich bereits geschafft. Mrs. Anderson war so fasziniert, daß sie in mir so etwas wie einen Götzen sah und jetzt fest auf meiner Seite steht. Ich habe einen Helfer gewonnen, was mich natürlich freut.«

»Wo steckt sie?« fragte ich.

Akim Samaran hob die Schultern. »Willst du das wirklich wissen?«

»Sonst hätte ich nicht gefragt.«

Er beugte sich vor und grinste breit. »Sie deckt mir den Rücken, und ich weiß genau, daß du nicht allein gekommen bist. Dein Vater ist nochbei dir. Er wird es auch nicht überleben.«

Allmählich stieg in mir der Zorn hoch. »Laß ihn aus dem Spiel. Sie

können sich an seinen Sohn halten.«

»Ich will beide.«

»Und ich will Sie!«

Samaran grinste kalt. »So etwas habe ich mir gedacht.« Er traf keinerlei Anstalten, weiterzureden und tat auch nichts, als ich sehr schnell meine Beretta hervorholte und auf ihn zielte.

Still blieb er sitzen.

»Unsterblich scheinen Sie nicht zu sein«, sagte ich. »In diesem Magazin stecken Silberkugeln. Sie töten Dämonen ebenso wie Menschen. Das zu Ihrer Information. Jetzt will ich wissen, wie der Hase läuft, mein Lieber. Wo stecken diese drei Gestalten?«

»Sprichst du von den Kindern?«

»Ja, von ihnen.«

»Sie sind in der Nähe und warten darauf, dich killen zu können, Geisterjäger.«

»Zuvor bist du an der Reihe.«

»Das glaube ich nicht«, widersprach Samaran.

»Und weshalb nicht?« fragte ich.

»Weil die Umstände gegen dich sind.«

Seine Sicherheit war beeindruckend. Dieser Mann, das sah ich jetzt ein, hatte alles geplant. Er zuckte nicht einmal mit der Wimper, obwohl er in die Mündung der Beretta schaute. Auch seine Mundwinkel bewegten sich nicht. Kein Gefühl zeichnete sich auf seinem Gesicht ab. Solche Personen sind für mich die schlimmsten. Sie reagieren am kältesten, und Akim Samaran hatte seine Rache sehr lange auf Eis gelegt, um sie jetzt voll auskosten zu können.

»Ich bekomme noch immer eine Frage beantwortet«, erklärte ich.

»Wo sind diese drei Gestalten?«

»In deiner Nähe. Nur zur Information, Geisterjäger, ein Mädchen ist dabei. Die Clarkes hatten zwei Kinder. Ich habe mir nicht Harry, den Jungen, ausgesucht, sondern Cynthia.«

»Sie sind eine Bestie, Samaran!« sagte ich.

»Vielleicht, aber geben Sie nicht mir die Schuld, sondern Ihrem Vater und seinen damaligen Freunden. Hätten Sie mich damals anders behandelt, wäre vieles vergessen worden. So aber müssen die Söhne die Rechnung zahlen. Die Namen der drei Kinder sind Jake, Cynthia und John. Den letzten wirst du ja wohl kennen.« Er lachte und stierte mich lauernd an. »Ich hatte ihn ja zu deiner Wohnung bestellt. Wie hat es dir eigentlich gefallen, dir selbst gegenüberzustehen. War doch eine verrückte Sache, nicht wahr.«

»Ich kann nicht gerade behaupten, daß ich darüber erfreut gewesen wäre«, antwortete ich.

»Kann ich mir vorstellen, Sinclair. Wäre ich auch nicht.« Er breitete die Arme aus. »Eigentlich hätte ich dir alles gesagt. Was nun folgt,

mußt du einfach erleben.«

»Sie aber auch.«

»Nein, Geisterjäger, nicht doch. Ich herrsche hier.« Er lehnte sich wieder zurück, die Arme fielen nach unten, dabei verschwanden seine Finger unter der Tischplatte.

Für einen Moment nur waren sie für mich nicht sichtbar, aber die Zeitspanne reichte aus.

Akim Samaran schaffte mich wirklich mit dem ältesten Trick, den man sich vorstellen kann. Er hatte einen für mich nicht sichtbaren Kontakt berührt, und der Boden fiel plötzlich unter meinen Füßen weg.

So schlagartig, daß ich nicht reagieren konnte. Ich schoß auch nicht, raste in die Tiefe und vernahm das hämische Lachen des Persers.

Ich fiel nicht auf eine harte Fläche. Irgend etwas bremste meinen Fall und machte ihn weicher. Eine Matte oder Decke, so genau konnte ich das nicht erkennen.

Jedenfalls verstauchte und brach ich mir nichts.

Dafür sah ich etwas anderes. Dicht vor mir erschien ein wächsern wirkendes Mädchengesicht. Blondes Haar, Zöpfe, das sah ich, und auchden Totschläger in der Hand des Mädchens.

Die Waffe raste nach unten.

Den Kopf konnte ich nicht schnell genug zur Seite nehmen, denn der verdammte Totschläger, er war ein Bleirohr, traf mich am Hals.

Für mich erloschen mal wieder alle Lichter…

***

Es paßte Horace F. Sinclair nicht, daß er allein im Wagen zurückbleiben mußte, aber eine bessere Möglichkeit fiel ihm auch nicht ein.

Natürlich hätte er mit seinem Sohn gehen können, das allerdings wäre John nicht recht gewesen. So blieb dem guten Horace F. nichts anderes übrig, als im Bentley zu warten.

Natürlich machte er sich seine Gedanken über den Fall, und es waren keine positiven, denn dieser verdammte Fall war seiner Ansicht nach einfach zu verworren und vollgefüllt mit bösen Hintergründen und Plänen. Dabei gab es bisher keine konkreten Beweise dafür, daß Mrs. Anderson mit diesem geheimnisvollen Samaran, von dem das Unheil ausgehen sollte, unter einer Decke steckte.

Obwohl Sinclair zugeben mußte, daß Mrs. Andersons Verhalten nicht normal war. Bei so einem Schneewetter blieb man zu Hause, es sei denn, man hatte einen triftigen Grund, durch die schneebedeckte Gegend zu kutschieren. Den schien die Frau gehabt zu haben.

John Sinclair war längst verschwunden. Der Schnee schien ihn regelrecht verschluckt zu haben, und auch der Bentley wurde von den

wirbelnden, weißen Schauern umtanzt, so daß sich Sinclair senior bald wie in einem Käfig vorkam.

Erkennen konnte er kaum etwas. An den Außenseiten der Fenster klebten die Schneekörper zu einer dicken, pappigen Schicht zusammen. Der Flockenwirbel hatte sich noch verstärkt. Nirgendwo gab es ein Loch, durch das Sinclair hätte einen Blick auf den Himmel werfen können, wo sich die dicken Wolken ballten.

Manchmal schaltete er die Wischer an. Die beiden schräg laufenden Blätter hatten es bereits schwer, die Schneeschicht an die Seiten zu transportieren und die Scheibe für einen Moment freizugeben, bevor die weiße Pracht sie wieder verklebte.

Dann schaute Horace F. Sinclair jedesmal nach draußen. Den Weg, den sie gekommen waren, konnte er längst nicht mehr sehen.

Auch die Reifenspuren waren bereits verweht worden, so daß dem pensionierten Rechtsanwalt die Landschaft wie eine einzige weite Fläche vorkam.

Horace F. Sinclair stammte aus Schottland, hatte lange mit seiner Familie in London gewohnt, sich aber nach der Pensionierung wieder in die alte Heimat zurückgezogen. Dorthin wäre er jetzt gern gefahren. Schottland mit seinen herrlichen Bergen und Hügeln, den Tälern, Burgen und Schlössern, den oft verwunschenen Flecken Erde, den weiten Wiesen, die auch im Winter ihr typisches Gesicht nie verloren.

Nein, in die Umgebung von London zog ihn nichts mehr zurück.

Er war ein geduldiger Mensch, aber das lange Warten machte auch ihn nervös. Hinzu kam die mittlerweile stickig gewordene Luft im Fahrzeug. Dem wollte Sinclair abhelfen.

Er öffnete die Tür und konnte nicht vermeiden, daß mit der kalten Luft auch Schnee in den Wagen wehte. Einige Male schwenkte er die Tür hin und her, damit gut durchgelüftet war, dann schloß er sie wieder. Durch die Erschütterung rutschte Schnee vom Dach.

Sinclair senior lehnte sich zurück. Er streckte die Beine aus, schaute auf die Uhr und stellte fest, daß erst zwanzig Minuten vergangen waren. Wie lang die Zeit doch werden konnte, wenn man auf irgendein Ereignis wartete. Inzwischen mußte John die Frau einfach gefunden haben, auch wenn es noch so schneite, sie konnte sich schließlich nicht in Luft auflösen.

Oder sie hatte ihm eine Falle gestellt. Auch mit so etwas rechnete der Oberinspektor, schließlich war er kein heuriger Hase. Horace F.

Sinclair hatte zu seinem Sohn vollstes Vertrauen.

Ihm fiel wieder Akim Samaran ein. Dieser Mann war ein Schreckgespenst. Wie konnte jemand seine Rache über eine so große Anzahl von Jahren nur konservieren? Das war für Horace F. Sinclair unverständlich, denn viel war diesem Mann nicht passiert.

Nur die Ausweisung.

Vielleicht hätten sie ihn einsperren sollen. Nun war es zu spät, sie mußten die Folgen tragen, denn Samaran war wieder zurückgekehrt. John glaubte ja daran, daß Mrs. Anderson ihn besucht hatte.

Wenn dem so war, mußte man achtgeben, dann konnte es sehr leicht passieren, daß beide zusammen dem Geisterjäger eine Falle gestellt hatten, die bei dem dichten Schneetreiben kaum als solche zu erkennen gewesen waren.

Wie dem auch war, zunächst einmal hieß es abwarten. Zwar war Sinclair in Gedanken versunken, aber nicht so stark, als daß er die Bewegung vor dem Wagen nicht gesehen hätte. Zumindest ahnte er sie durch den dichten Schneevorhang, und er setzte sich sofort steif hin. Seine Hand bewegte sich bereits auf die Tür zu, als sich eine Person seitlich über die breite Kühlerschnauze gebeugt haben mußte, denn eine ausgefächerte Hand war dabei, den Schneematsch von der Frontscheibe zu wischen. Sie hinterließ einen leichten Schmierfilm, aber die Scheibe wurde so weit klar, daß Sinclair erkennen konnte, wer sich dahinter zu schaffen gemacht hatte.

Es war eine Frau!

Mrs. Anderson!

Horace F. Sinclair sah ihr Gesicht und auch das breite, unnatürliche Lächeln, das ihre Lippen so spannte. Die Augen leuchteten dabei, sie hatte die Brille abgenommen, wurde von Flocken umtanzt, die auf ihrem Gesicht sofort wegschmolzen.

Sinclair schüttelte den Kopf. Er wunderte sich darüber, daß die Frau allein erschien. Schließlich war John Sinclair losgegangen, um sie zu suchen. Da stimmte etwas nicht.

Mrs. Anderson krümmte ihren Zeigefinger. Diese Bewegung verstand der im Wagen sitzende Mann. Er sollte aussteigen. Den Gefallen würde er der anderen gern erweisen.

Horace F. Sinclair öffnete die Tür, ließ wieder Schnee und Kälte in den Wagen dringen und schwang die Beine nach draußen. Die Schuhe versanken in der weißen Pracht.

Er warf den Wagenschlag zu und schritt um die Kühlerschnauze herum, damit er die andere treffen konnte.

Mrs. Anderson war stehengeblieben, um dem Mann entgegenzuschauen. Sie trug nur ihre Jacke, hatte nichts auf dem Kopf, und die Schneeflocken klebten in ihren Haaren.

»Was wollen Sie?« fragte Sinclair.

Sie lachte. »Das könnte ich Sie fragen.«

»Wieso?«

»Sie haben mich schließlich verfolgt.«

»Das stimmt.«

»Dann können Sie mir sicherlich den Grund nennen, denn ich bin mir keiner Schuld bewußt.«

Sinclair wischte sich einige Schneeflocken aus dem Gesicht. »Was heißt hier, Schuld, Madam? Ich bin kein Richter, aber meinen Sohn und mich hat Ihr Verhalten stutzig gemacht.«

»Weshalb?«

»Sie sind sofort nach unserem Besuch weggefahren. Ist das nicht ein Grund für uns, stutzig zu werden?«

»Nein.«

»In Ihrem Fall ja, denn es hängen einige Dinge daran, die wir bisher noch nicht überblicken können.«

»Und welche?«

Horace F. Sinclair hob die Schultern. »Da kann ich Ihnen leider keine Antwort geben, deshalb sind wir Ihnen ja nachgefahren, Mrs. Anderson. So müssen Sie die Sache sehen.«

»Kann ich Ihnen denn behilflich sein?«

»Das wissen Sie besser.«

Mrs. Anderson lächelte schmal und schaute ihren Gegenüber dabei an. »Ja, Ihr Sohn fand mich.«

Sinclair senior war überrascht. »Das verblüfft mich. Und wo?«

»In dem Haus. Sie sehen es nicht, weil der Schnee es verdeckt. Aber er bat mich, Sie zu ihm zu bringen.«

»Wir beide sollen also gehen?«

»Ja.«

Horace F. Sinclair blieb mißtrauisch. »Weshalb ist mein Sohn nicht selbst gekommen?«

»Er war verhindert.«

»Und wodurch?«

»Sie werden sehen, was er gefunden hat. Oder haben Sie kein Interesse daran, Ihren Sohn als Erwachsenen und gleichzeitig als Zehnjährigen zu erleben, Mr. Sinclair?«

»Doch, das habe ich schon.«

»Weshalb zögern Sie dann?«

Ja, weshalb zögerte er? Weil ihm das Auftauchen der Frau zu sehr nach einer Falle roch? Bestimmt, denn so ohne weiteres hätte John die Person nicht laufenlassen. Wahrscheinlich steckte hinter allem Akim Samaran, und er fragte auch nach ihm.

»Mr. Samaran? Tut mir leid, den habe ich nicht gesehen. Wirklich nicht. Es geht nur um Ihren Sohn und die Dinger. Aber wenn Sie nicht wollen, Mr. Sinclair…« Die Frau drehte bereits ab, doch Sinclair senior hatte sich blitzschnell entschlossen.

»Warten Sie, ich komme mit.«

»Das ist vernünftig.«

Hinter der Frau stapfte Horace F. Sinclair durch den Schnee. Er rechnete natürlich mit einer Falle, aber auch damit, daß er Mrs. Anderson rein von den körperlichen Kräften her überlegen war.

Wenn sie ihn angriff, würde er sich schon zu wehren wissen, und eine sichtbare Waffe konnte er an ihr nicht entdecken.

Dabei schien sie ihm sehr unbefangen zu sein, denn sie drehte ihm den Rücken zu.

Beide hielten die Köpfe gesenkt, da der Wind gedreht hatte und ihnen die Schneekörner in die Gesichter schaufelte. Über einen Weg schritten sie nicht, denn es gab Stellen, die Horace F. Sinclar bis fast zu den Knien im Schnee versinken ließen.

Dann erschien an der rechten Seite ein Schatten. Er war groß, grau und malte sich hinter den tanzenden Flocken ab wie ein gewaltiger Vorhang. Was er war, wußte Sinclair nicht, bekam die Erklärung, denn Mrs. Anderson blieb stehen und rief: »Das ist das Haus.«

»Und wer wohnt dort?«

»Ihr Sohn befindet sich darin.« Sie wich einer direkten Antwort aus, und das wahrscheinlich aus guten Gründen, wie sich Sinclair vorstellen konnte.

Das Gefühl, sich einer Falle zu nähern, wurde bei ihm immer stärker. Er beschloß, noch mehr auf der Hut zu sein und fing auch zurückschnellende Äste ab, die von Mrs. Anderson nach vorn gedrückt worden waren, um einen freien Weg zu bekommen.

Nahe der Hauswand blieb sie stehen, schaute den Mann an und nickte. »Wir werden den Hintereingang nehmen.«

»Weshalb?«

»Er erscheint mir sicherer.«

»Okay, Sie kennen sich aus.«

Sie lächelte mit nassen Lippen. »Haben Sie Angst, Mr. Sinclair?«

»Nein, das hat man in meinem Alter wohl nicht mehr. Ich bin nur neugierig.«

»Sie werden zufrieden sein«, erwiderte die Frau doppeldeutig, drehte sich um und ging weiter.

An der Rückfront des Hauses waren sie ein wenig geschützter.

Der Schnee kam von der Seite und peitschte nicht mehr so offen in ihre Gesichter. Sie umgingen ein mit Schnee bedecktes hohes Hindernis, das nach einem Holzstoß aussah. Wenige Schritte später hatten sie ihr Ziel bereits erreicht.

Es war eine schmale Tür, gegen die der Schnee geklatscht war. Jemand hatte sie schon einmal nach außen hin aufgezogen, denn Sinclair sah den Halbkreis auf dem Boden, den die untere Türkante hinterlassen hatte.

»Öffnen Sie!« verlangte er.

Mrs. Anderson lachte. »Sie trauen mir noch immer nicht, wie?«

»Kontrolle ist besser.«

»Ganz wie Sie meinen, Sinclair.« Die Frau spannte ihre Hand um den Türgriff und zog kräftig. Sie mußte diese Kraft einsetzen, da die Tür

hakte und über den Boden schleifte.

Noch einen knappen Blick warf sie dem Anwalt zu, bevor sie sich in die Düsternis des Hauses schob.

Der Schnee hatte Sinclair geblendet, deshalb dauerte es einen Moment, bis sich seine Augen an die neuen Lichtverhältnisse gewöhnt hatten. Er befand sich in einer Abstellkammer oder alten Waschküche, denn einen Trog entdeckte er, ebenso eine Feuerstelle.

Sie war umrandet von dicken Steinen. Ein praktischer alter Ofen.

Der Geruch, der diesen Raum durchwehte, gefiel ihm überhaupt nicht. So stank kaltes Fett. Bei jedem Atemzug glaubte er, das Zeug auf seiner Zunge zu spüren.

»Gibt es denn hier kein Licht?« beschwerte er sich.

»Moment!« flüsternd erreichte ihn von der rechten Seite her die Antwort. Dort hielt sich die Frau auf. Sinclair glaubte daran, daß sich ihre Stimme irgendwie verändert hatte. Sie klang jetzt böser und überhaupt nicht mehr verbindlich, so als hätte sie den großen Fall bereits als Siegerin sicher gewonnen.

Der ältere Mann beschloß, noch mehr auf der Hut zu sein, auch als es hell wurde und er außer der Frau keine verdächtige Person mehr in dem Raum sah.

Mrs. Anderson hatte ihre Brille hervorgeholt und setzte sie auf.

Aus ihren glatten Haaren glitt der geschmolzene Schnee in langen Wasserbahnen dem Hals entgegen, und sie streckte den Arm aus, wobei sie mit dem Zeigefinger in einem schrägen Winkel zu Boden wies.

»Was soll das? Wo ist mein Sohn? Wo sind diese seltsamen Kinder? Ich will sie sehen.«

»Das können Sie auch. Sie sind ganz in der Nähe. Sie können Sie sogar von hier aus erkennen.«

»Ich sehe nichts.«

»Schauen Sie zu Boden und auf das Gitter. Folgen Sie nur der Richtung meines ausgestreckten Zeigefingers, dann ist alles klar.«

Horace F. Sinclair wollte nicht so recht, aber die Frau behielt die Richtung bei, und tatsächlich entdeckte Sinclair am Boden ein Gitter, das sich aus mehreren Eisenstäben zusammensetzte, die sogar eine ziemliche Dicke besaßen.

Für einen Abfluß war das Gitter zu groß. Es mußte eine andere Bedeutung haben.

»Schauen Sie nur durch, Sinclair.«

»Und was liegt darunter?«

»Der Keller.«

»Dort befindet sich also mein Sohn.«

»Sehr richtig, und nicht nur er. Sinclair hat extra nach seinem Vater verlangt, denn er soll noch einmal daran erinnert werden, wie sein

Sohn mit zehn Jahren aussah.« Sie begann zu lachen, und Horace F. Sinclair erkannte, daß man diese Frau nicht mehr mit normalen Maßstäben messen konnte. Sie hatte ihre Familie verloren, jetzt dieser andere Schock mit ihrem kleinen Sohn, das konnte ein normales Nervenkostüm einfach nicht verkraften, und Mrs. Anderson hatte die Folgen zu spüren bekommen.

Sie tat Horace F. Sinclair leid. »Es ist schon gut«, sagte der pensionierte Anwalt und ging dorthin, wo sich das breite Gitter im Boden befand. Er spürte, daß seine Knie zitterten. Er sah auch, als er näherkam, daß unten im Keller Licht brennen mußte, denn aus dem Gitter fiel ein gelbroter Schein.

Mrs. Anderson war auf der Stelle stehengeblieben. Sie überließ ihrem »Gast« die Initiative. Wahrscheinlich glaubte sie schon, gewonnen zu haben. Sinclair erreichte das Gitter, schaute nach unten und stellte fest, daß er nicht viel sehen konnte.

Er mußte schon auf die Knie.

Schnell warf er noch einen Blick auf Mrs. Anderson. Sie hatte sich noch immer nicht gerührt und schien sich für ihren Besucher überhaupt nicht zu interessieren.

So riskierte es der Mann.

Er ließ sich nieder. Wassertropfen rannen aus seinem Haar und fielen auf die Gitterroste.

Allmählich kristallisierte sich ein Bild hervor, wurde deutlicher, so daß Horace F. Sinclair plötzlich alles genau erkennen konnte. Das Bild übertraf seine kühnsten Erwartungen, allerdings im negativen Sinne, denn die Szene war grauenhaft.

Mit einem Wutschrei fuhr Horace F. Sinclair herum und hörte das gemeine Lachen der Mrs. Anderson.

Es war ein Geräusch, das ihn bis in die Zehenspitzen traf und ihn anmachte. Nein, so leicht wollte er es der Gegenseite nicht machen.

Die sollten ihn kennenlernen.

So rasch wie möglich kam er hoch. Er hätte sich jetzt gewünscht, jünger zu sein.

»Nun, hast du ihn gesehen, deinen Sohn und auch das Söhnchen, mein Alter?«

Es waren höhnische Worte, die man ihm entgegenschleuderte.

Sinclair hatte Mühe, sich zu beherrschen. Langsam drehte er sich so weit um, daß er Mrs. Anderson anschauen konnte.

»Ja, ich habe ihn gesehen.«

»Und?«

»Nichts und. Was habt ihr mit ihm gemacht?« Sinclairs Stimme klang erstickt.

»Komm näher!« flüsterte die Anderson, »dann erzähle ich es dir, mein Freund. Komm nur näher…«

Eine Falle, dachte er. Das ist eine verdammte Falle. So wie alles, in das man ihn geführt hatte. Aber er hatte es gewußt und war dieses Risiko bewußt eingegangen.

Auch Mrs. Anderson bemerkte das Zögern des Mannes. Sie sprach höhnisch auf ihn ein. »Willst du nicht kommen?« Ihr Gesicht hatte sich in den letzten Sekunden verändert. Sinclair glaubte, den Wahnsinn darin leuchten zu sehen. Zudem hatte sich die Frau weiter zurückgezogen. Sie war in eine Ecke des Raumes gegangen und stand dicht neben einem Bottich, aus dem dieser widerliche Fettgeruch drang, der sich in Sinclairs Kehle festgesetzt hatte.

Der pensionierte Anwalt hatte es nicht einfach. Ohne sein Wollen war er in einen schrecklichen Fall hineingezogen worden, in dem er leider die Konsequenzen tragen mußte. Man hatte ihm gezeigt, was mit seinem Sohn John passiert war, und plötzlich wurde ihm bewußt, daß eigentlich alles auf seinen Schultern ruhte. Die große Verantwortung, die gesamte Last, sie drückte auf ihm, sie war wie ein schwerer Druck, der ihn seelisch in die Knie zwang. Wenn er überhaupt etwas erreichen konnte, dann nur über Mrs. Anderson, die in der Ecke stand, ihn anschaute und locken wollte.

Deshalb ging er zu ihr. Dabei nickte er. »Okay, ich komme. Und dann will ich von Ihnen die Wahrheit hören. Die ganze Wahrheit! Haben Sie verstanden, Mrs. Anderson?«

»Ja, Sinclair, ja. Ich kenne die Wahrheit. Ich bin eine der wenigen. Aber komm nur her!« hauchte sie. »Vielleicht flüstere ich sie dir sogar ins Ohr. Ich will von der Gerechtigkeit des Lebens berichten. Wirklich, das Leben ist gerecht. Ich habe meinen Sohn verloren, du wirst ihn auch verlieren und noch mehr.«

Noch mehr! Diese beiden Worte hatte sich Sinclair sehr genaugemerkt. Deshalb wurde er noch vorsichtiger, beobachtete die Frau genauer, und sah das Leuchten in den Augen.

Sie hatte etwas vor…

Die Spannung verdichtete sich. Obwohl es in diesem nicht isolierten Anbau kalt war, schwitzte Sinclair. Es war die innere Erregung, die ihn so reagieren ließ, und er lauerte darauf, endlich eine Lösung präsentiert zu bekommen.

Die bekam er.

Gewundert hatte er sich darüber, daß die Hände seiner Gegnerin nicht zu sehen waren. Es änderte sich innerhalb einer halben Sekunde. Plötzlich schnellten beide Arme vor.

Einer nur war gefährlich. Mrs. Anderson hielt irgend etwas in der Hand, das beim ersten Hinsehen wie ein Aal oder eine Schlange aussah. Keines davon stimmte.

Aus der Faust schaute das Ende eines blankgescheuerten Kabels, das unter Strom stand. Und ausgerechnet diese Hand zuckte auf Sinclair

senior zu…

***

Eine Klammer umschloß meine untere Gesichtshälfte von beiden Seiten her. Zuerst hatte ich an eine Stahlzange gedacht, so hart war der Griff, der das Fleisch meiner Wangen zusammendrückte. Bis ich bemerkte, um was es sich dabei tatsächlich handelte, verging einige Zeit, denn der Treffer gegen meinen Nacken war nicht von schlechten Eltern gewesen und hatte mich für eine Weile außer Gefecht gesetzt.

Wenigstens für so lange, wie die andere Seite benötigt hatte, mich zu fesseln.

Und gefesselt war ich auf äußerst raffinierte und heimtückische Art und Weise. Als ich den Kopf nach vorn bewegen wollte, wurde mir sofort die Luft knapp. Ich bekam Angst, röchelte, zuckte wieder zurück, preßte den Rücken gegen die Lehne des Stuhls, auf dem ich saß, verdrehte die Augen und schielte zur linken Seite hin.

Der Druck an meiner Wange war verschwunden, der Würgestrick um meinem Hals aber blieb. Er war mit der Rückenlehne und meinen dort gefesselten Händen verbunden. Wenn ich den Kopf nach vorn bewegte, spannte sich der Strick und raubte mir gleichzeitig die Luft.

Eine schlimmere Art, einen Menschen zu fesseln, gab es kaum, und mir kam der Gedanke, daß es mir aus eigener Kraft wohl kaum gelingen konnte, mich aus dieser Lage zu befreien.

Ich hing fest, und so würde es auch bleiben.

Nur allmählich blickte ich durch. Ich wußte plötzlich, was das zubedeuten hatte, das man vor mir aufgebaut hatte.

Es war ein pechschwarzer Sarg mit Messinggriffen. Auf ihm stand ein Teller mit Obst. Eine Apfelsine, ein Apfel, einige Weintrauben.

Neben dem Teller lag Brot.

Das also war sie.

Meine Henkersmahlzeit!

Appetit verspürte ich keinen. Das Gegenteil davon trat ein, denn in meinem Magen zog sich einiges zusammen. Man hatte mir das Mahl angekündigt. Jetzt mußte ich mich damit abfinden, denn meine Gegner hielten ihre Versprechen. Ich konnte mir vorstellen, daß der Sarg ebenfalls für mich gedacht war und spürte ein Würgen im Hals, woran nicht allein der Strick die Schuld trug.

Ich saß so, daß ich auf den Sarg mit der Mahlzeit und auch auf die Mauer dahinter schauen konnte. Es war eine normale alte Kellermauer, errichtet aus dicken Steinen. Eine Treppe, die nach oben führte, war ebenfalls vorhanden, aber die Luke, durch die ich gefallen war, sah ich nicht. Sie mußte sich irgendwo hinter mir an der Decke befinden, wobei ich davon ausging, daß der Keller doch eine ziemliche Größe besaß.

Ich befand mich nicht allein in dem Raum. Zwar sah ich keine Menschen, hörte auch kein scharfes Atmen oder irgendwelche Worte, aber ich fühlte sie. Sie mußten in meiner Nähe stecken, mich beobachten, wobei sie sich bewußt zurückhielten, weil sie wissen wollten, wie ich in meiner Lage reagierte.

Noch tat ich nichts. Ich wollte ihnen den Gefallen nicht erweisen und öffentlich Agnst zeigen. Die andere Seite hatte mich gefangen.

Sollte sie die Initiative ergreifen.

Das tat sie auch.

Es waren schlurfende Schritte, die an mein Ohr drangen. Sie kamen von der linken Seite, und dann erschien diejenige Person, die ich als letzte gesehen hatte, bevor mich der Schleier der Bewußtlosigkeit umfing.

Es war das Mädchen mit den Zöpfen. Zwischen diesen beiden gedrehten Haarschlangen befand sich ein rundes, wächsernes und eher starres Gesicht, dem man ansah, daß es künstlich war. Der breite Mund klaffte auf. Starre Augen schauten mich an.

Ich hatte das dumpfe Gefühl in meinem Kopf vergessen und interessierte mich auch nicht mehr für meinen tauben Nacken.

Wichtig war allein diese Person, die ich noch nie gesehen hatte, von der ich jedoch wußte, wer sie war.

Cynthia Clarke.

Hände erschienen zwischen ihrem und meinem Gesicht. Irgendwo an der Decke hing eine Lichtquelle. Der Schein besaß einen gelblichen Schimmer und reichte auch bis zu uns.

Eine Hand verschwand aus meinem Blickfeld. Dafür blieb die andere, und die griff zu.

Ich spürte wieder den klammernden Druck an meinen Wangen.

Die Finger waren tatsächlich wie die Backen einer Zange, so daß ich den doppelten Druck bekam.

Einmal am Hals, zum zweiten im unteren Drittel meines Gesichts.

Ich konnte nichts dagegen tun, auch nicht, als sich der Druck verstärkte und ich die Befürchtung bekam, dieses natürlich aussehende, aber dennoch künstliche Kind wollte mir meinen Kiefer zusammendrücken.

Urplötzlich ließ sie los, drehte sich um und ging davon. Dafür erschien ein anderer. Es war ein schwarzhaariger Junge. Seitlich von mir blieb er stehen und blickte mich an.

Das Gesicht kannte ich. Auch die breite Fläche, die verschobenen Proportionen, denn über seinen Kopf war ein Rad gerollt. Auch der Wagen hatte es nicht geschafft, den anderen zu töten, nur eben seine schlimmen Spuren hinterlassen.

Jake Andersen sagte nichts. Er schaute mich nur an. Sein Blick besaß eine erschreckende Gnadenlosigkeit, der Mund war gekrümmt, und in

den Augen las ich das Wissen um meinen Tod.

Ja, er würde mich töten wollen.

Nach einer Weile ging er weg. Einfach so, ohne etwas getan zu haben.

Der dritte Junge erschien.

Und das war ich!

Es gab mir schon einen Schock, als ich den zehnjährigen Knaben vor mir sah, wie er neben dem Sarg stehenblieb und mich anschaute.

Am liebsten wäre ich davongelaufen. Da dies nicht möglich war, blieb ich und schaute ihn starr an.

Es war furchtbar. Welche Gefühle mich durchtosten, konnte ich selbst nicht erfassen, weil ich mich auf das Äußere dieser Erscheinung konzentrieren mußte.

Ein netter Junge von nebenan.

Und doch eine Bestie!

Ich erinnerte mich wieder daran, daß ich als Zehnjähriger das Haar ebenso getragen hatte wie er. Mit wohlfrisiertem Scheitel, noch über den Ohren aufhörend und den Nacken freilassend.

Ein fast antiker alter Haarschnitt, über den man heute lachte, der aber damals zum guten Ton gehörte. Zudem trug er Kleidung, die auch in die damalige Zeit paßte. Eine kurze Hose, ein Hemd mit bunten Würfeln. Sogar Hosenträger umspannten die Schultern.

Ja, das war ich.

Haargenau!

Dieser Akim Samaran hatte es verstanden, mich mit einer Präzision nachzubilden, die mich erschreckte, und ich sah mich selbst auf mich zukommen.

Er ging den ersten Schritt, den zweiten. In seinem glatten, wächsernen Gesicht rührte sich dabei nichts. Die Arme pendelten an den Seiten nach unten. In den Augen bewegte sich ebenfalls nichts.

Der Blick war von einer erschreckenden Starre. Von einem Menschen konnte man Gefühl erwarten, von ihm jedoch nicht.

Neben mir blieb er stehen. Er schaute jetzt auf den Sarg. Zwischen der Totenkiste und mir war kein so großer Zwischenraum, als daß er sich dort hätte aufbauen können, deshalb hatte er seinen Platz an der rechten Seite gefunden.

Ich glaubte nicht daran, daß er sprechen konnte oder würde und dachte auch an die Erklärung Akim Samarans.

Er hatte davon gesprochen, daß über einem mit magischer Salbe eingeriebenen Skelett der Körper gebaut worden war. Ein Körper aus Wachs, von genialen Händen modelliert, und ich versuchte, durch den Kopf zu blicken und die Knochen zu erkennen.

Das Wachs war wie dicke Milch. Es ließ keinen Blick nach innen zu, so daß mir der letzte Beweis für die Behauptungen des Mannes fehlte.

Dennoch wollte ich nicht daran glauben, daß er mich belegen hatte. Er mußte auf eine altpersische Schwarze Magie zurückgegriffen haben, um dieses »Wunder« zu vollbringen.

In den letzten Sekunden hatte sich mein verjüngtes Ebenbild nicht gerührt, jetzt bewegte er sich. Dabei hob er den rechten Arm, winkelte ihn an und schob die Hand in die rechte Hosentasche.

Er holte ein Messer hervor.

Es war nur ein einfaches Taschenmesser, doch die Bewegungen, mit denen er die Klinge aus dem Heft hervorholte, machten mir Angst. Sie wirkten langsam, irgendwie genußvoll, und ich rechnete damit, daß mir mein Ebenbild, ohne mit der Wimper zu zucken, die Klinge durch die Kehle ziehen würde.

Er schaute mich an, auch das Messer, und dabei hob er den Arm weiter an. Ein Lichtreflex glitt über die Klinge. Es blendete mich für einen Augenblick, als sich das Messer meinem Hals näherte.

Verdammt, würde mich dieser andere, der ich selbst ja war, umbringen? So einfach töten?

Ich wollte etwas sagen, doch die Kehle war zu trocken. Längst begann ich zu schwitzen. Ich spürte Schweißperlen nicht allein auf meinem Gesicht, auch am Rücken. Sie hatten sich dort gesammelt und rannen in langen Bahnen nach unten.

Das Messer verschwand.

Dies geschah sehr schnell, so daß ich es erst begriff, als die Klinge schon nicht mehr in meiner Nähe war. In der rechten Hand hielt der Junge sein Taschenmesser. Die linke war frei. Mit ihr nahm er den Apfel vom Teller, schaute darauf und begann zu grinsen.

Plötzlich wußte ich, was er vorhatte. Meine Henkersmahlzeit hatte mir für einen Moment das Leben gerettet. Da ich selbst angebunden war und meine Hände nicht bewegen konnte, wollte mich der Junge füttern. Früher war ich von meiner Mutter gefüttert worden, jetzt tat er es mit umgekehrten Vorzeichen und auf eine nahezu perverse Art und Weise.

Gelassen schnitt er das erste Stück des Apfels ab, schaute mich an und streckte die linke Hand aus.

»Die Henkersmahlzeit, Sinclair. Deine Henkersmahlzeit. So wie ich es dir versprochen habe!«

Nicht der Junge hatte gesprochen, sondern Akim Samaran, der sich ebenfalls in dem Keller aufhielt, von mir aber nicht gesehen werden konnte.

»Na, Sinclair, was sagst du dazu?«

»Ich werde wohl kaum essen können!«

»Wieso?«

»Weil ich gefesselt bin.«

Beide Sätze hatte ich hervorgewürgt und hörte sein hämisches

Lachen. »Gefesselt, Sinclair, was ist das schon? Wir sind doch keine Unmenschen. Du wirst eben gefüttert. Der kleine John hatte meine Befehle bekommen. Er wird dich füttern. Er schneidet dir den Apfel und das Brot. Und zum Schluß bekommst du noch eine Apfelsine. Das sind Vitamine, die du mit in den Tod nehmen kannst«, erklärte er, und seine Stimme troff dabei vor Zynismus. »Leider habe ich nicht erfahren können, aus welchen Dingen sich deine Lieblingsmahlzeit zusammensetzt, so mußte ich das letzte Mahl auswählen und hoffte, daß es dich zufriedenstellt.«

Ich erwiderte nichts. Wenn ich mich jetzt bockig anstellte und den Mund verschloß, würde mich mein jüngeres Spiegelbild umbringen, und ich wollte jede Sekunde, die mir das Leben noch gab, auch ausnutzen. Dabei dachte ich an meinen Vater. Ich hatte ihm eine Frist gesetzt. Ob sie schon verstrichen war, konnte ich nicht sagen, da es mir nicht gelang, bei den auf dem Rücken gefesselten Händen einen Blick auf die Uhr zu werfen. Möglicherweise war sie um.

Ich dachte auch an das Wetter. Wenn sich mein Vater an meine Ratschläge gehalten hatte, würde er die Polizei alarmieren. Aber wie lange brauchten die Beamten bei diesem Schneetreiben, um das Ziel zu erreichen? Das war überhaupt nicht abzuschätzen.

Und so konnte ich weiterhin nur warten, selbst nichts unternehmen und sah meine Chancen auf Rettung immer kleiner werden.

Der kleine John hatte mittlerweile die erste Apfelscheibe abgeschnitten. Ein Stück so lang wie ein Daumen. Es lag auf der Klinge, als er es in die Nähe meiner Lippen brachte, ich den Mund öffnete und das Stück zwischen die Zähne nahm.

Die Hand mit dem Messer zuckte zurück. Dafür vernahm ich wieder die Stimme Samarans. »Iß es, Sinclair! Los, schluck es runter! Es ist der erste Bissen!«

Ich versuchte es. Als sich der Strick um meine Kehle wieder härter anspannte, spie ich den Apfel aus. Die einzelnen Stücke fielen auf den Sarg. Zwei von ihnen blieben sogar noch auf dem Teller liegen, und der kleine John hob sofort den Arm mit dem Messer.

Samaran begann damit, sich aufzuregen. »Bist du lebensmüde, Sinclair? Sollen wir dir jetzt schon die Kehle durchschneiden?«

Mein Ebenbild wollte dies wörtlich nehmen, denn die Klinge näherte sich in bedrohlicher Weise meinem Gesicht.

»Ich… ich kann nicht essen!«

»Weshalb nicht?« fragte Samaran.

»Der Strick, verdammt. Er ist zu stramm. Ich… bekomme keine Luft. Ich kann nicht schlucken!«

Samaran lachte.

Ich zitterte innerlich. Würde er es mir glauben? Es war ein Bluff.

Ich konnte schlucken, wenn auch mit Mühe, aber ich wollte mein

Blatt bis zum letzten Stich ausreizen.
Samaran kam näher. Ich hörte seine Schritte lauter werden, ihn selbst sah ich nicht. Er blieb mir auch weiterhin verborgen, da er hinter mir stehenblieb und sich zunächst an seinen Helfer wandte.
Der nachgebildete John Sinclair stand mit stoßbereitem Messer vor mir. Er hielt die Klinge parallel zu meinem Hals, so daß er mich mit einem Schnitt töten konnte.
Wie würde sich Samaran entscheiden?
»Okay«, sagte er plötzlich. »Ich bin kein Unmensch.« Er fügte noch ein Lachen hinzu. »Schneide ihm die verdammte Halsfessel durch. Er hat ja noch die Hände fest.«
Der Junge bewegte sich an mir vorbei. Ich spürte ihn am Rücken.
Für einen Moment bekam ich keine Luft mehr, dann hatte er den Strick durchsäbelt. Ich kippte ein wenig nach vorn und warf mich wieder nach hinten.
Endlich konnte ich frei und ohne Druck durchatmen. Das genoß ich in den nächsten Sekunden und dachte daran, daß ich einen kleinen Vorteil bekommen hatte.
Zwar war es mir nicht möglich, die genaue Konstruktion des Stuhls zu erkennen, aber durch den Druck am Rücken hatte ich feststellen können, daß der Stuhl an seiner Lehne zwei Querstreben besaß. An der obersten war der Halsstrick befestigt gewesen, an der Querstrebe darunter meine Hände, bei denen ich nur die Finger bewegen konnte, da die Gelenke von dicken Stricken umschlungen waren.
Samaran kam noch näher. Dann legte er mir die Hände von hinten auf die Schulter. »Ich hoffe doch sehr, Sinclair, daß du jetzt zufrieden bist. Solltest du noch einmal versuchen, den Apfel auszuspucken, erstickst du an deinem eigenen Blut.«
»Okay.«
»Schön, dann mach weiter!«
Der Befehl hatte dem kleinen John gegolten, und der ließ sich auch nicht lange bitten. Geschickt im Umgang mit dem Messer schnitt er das zweite Stück des Apfels ab.
Wenn ich diesmal Mätzchen machte, würde man mich töten, das war mir klar. Aus diesem Grunde nahm ich das Apfelstück zwischen die Zähne und begann langsam zu kauen.
Daran störte sich keiner. Der kleine John schaute ausdruckslos zu, wie ich aß, und er reagierte dabei wie eine Maschine. Stück für Stück schnitt er den Apfel entzwei und schob mir die einzelnen Teile zwischen die Lippen, damit ich essen *mußte*.
Sogar das Kerngehäuse mußte ich essen, nur den Stiel warf der Junge weg. Es waren lange Minuten gewesen, obwohl sie mir so kurz vorkamen. Ich wußte nicht, wie stark mich Samaran beobachtete und ob er nur auf mein Kauen achtete, deshalb hatte ich nicht versucht,

die auf dem Rücken gefesselten Hände zu bewegen.

Jetzt allerdings verließ er seinen Platz, ging auf den Sarg zu und geriet in mein Blickfeld.

Er blieb zwischen mir und dem Sarg stehen, schaute auf das Brot, nahm es mit der linken Hand hoch und brach es einmal in der Mitte durch. Die eine Hälfte schleuderte er auf den Teller zurück, die andere gab er meinem zehnjährigen Ebenbild.

»Füttere ihn weiter!«

Das tat der kleine John auch. Wie zuvor den Apfel, so nahm er sich diesmal das Brot vor und säbelte es durch. Es waren große Brocken, die er abschnitt, und ich schüttelte den Kopf. »Nein, kleinere.«

»Ja, mach!« sagte Samaran.

Das größere Stück schnitt er noch einmal durch, so daß ich besser kauen konnte.

Jetzt beobachteten mich beide.

Während ich die Kiefer bewegte, versuchte ich gleichzeitig, mehr Spielraum an den Fesseln zu bekommen. Ich drehte die Arme, machte rhythmische Übungen und stellte fest, daß meine Gegner keine großen Künstler waren, was das Anlegen von Fesseln betraf.

Ich bekam Spielraum.

Leider war er begrenzt, und ich fragte mich, ob die Zeit, die mir die anderen ließen, reichen würde, um die Stricke so zu lockern, damit ich freikam. Zudem mußte ich darauf achten, daß weder Samaran noch seine Helfer etwas bemerkten, denn die beiden anderen Kinder hatte ich leider nicht entdecken können.

Sie mußten sich irgendwo im Hintergrund des Raumes aufhalten.

Vielleicht waren sie auch als Wache weggeschickt worden.

Während meiner Bemühungen stopfte mir der Junge das Brot in den Mund. Er legte kaum eine Pause ein, würgte mir Stück für Stück zwischen die Zähne, so daß ich einfach schlucken mußte, wenn ich nicht ersticken wollte. Zu trinken gab man mir nichts.

Auch Samaran verlor allmählich die Geduld. »Iß schneller, verdammter Hundesohn.«

Ich konnte nicht einmal eine Antwort geben und mußte erst das Zeug schlucken. »Es… es geht zu schnell. Die Brocken sind zu groß.«

Akim Samaran lachte nur. »Glaube nur nicht, daß wir dir noch einen Gefallen tun. Du sollst essen, verdammt!«

Samaran war sauer. Ich wußte auch, daß ich den Bogen nicht überspannen durfte. Zwar hatte man mir sogar meine Waffen gelassen, aber mit gefesselten Händen kam ich weder an die Beretta noch an mein Kreuz. Ich dachte darüber nach, ob es Sinn hatte, die Formel zu rufen. Möglicherweise half es, denn Ahriman, in dessen Auftrag Samaran gewissermaßen handelte, war praktisch Asmodis in einer anderen Mythologie.

Sicher war ich mir nicht, deshalb beschloß ich, mir diesen Trumpf als letzten aufzuheben.
Noch einen Bissen, dann hatte ich die Hälfte des Brotes geschafft.
Das Zeug lag mir wie ein Klumpen im Magen. Die zweite Hälfte würde ich kaum schaffen.
Samaran dachte wohl auch darüber nach, als sein Blick zwischen dem geteilten Laib und mir pendelte. »Schaffst du es noch?« fragte er.
Ich schüttelte den Kopf.
Er begann zu grinsen. »Dann wirst du dein Leben um einige Zeit verkürzen. Bitte sehr, es ist nicht meines.« Er hob die Schultern und deutete auf die Apfelsine. »Als Vorspeise hast du einen Apfel gegessen, als Hauptgericht einen halben Laib Brot, als Nachtisch wird dir eine Apfelsine serviert. Die schaffst du doch noch – oder?«
Und wenn sie mir aus den Ohren wieder rauskam, ich würde sie essen. »Ja!« keuchte ich.
»Na bitte.« Samaran nahm die Apfelsine hoch und warf sie seinem Helfer zu.
Mein junges Ebenbild fing das Obst auf. Noch immer hielt er sein Messer fest. Er warf es einmal hoch, fing es wieder auf und begann damit, die Apfelsine zu schälen.
Dies tat er sehr genüßlich, und er ließ sich verdammt viel Zeit dabei. Kreuzschnitte zerteilten die Schale, so daß er sie abziehen konnte.
Dabei schaute ihm Samaran zu. Da ich seinen Blick nicht mehr auf mich gerichtet sah, bemühte ich mich weiter um meine Fesseln. Ich ging jetzt härter zur Sache, auch wenn die anderen künstlichen und unter dämonischem Einfluß stehenden Kinder mich sehen konnten, es war mir in diesen Augenblicken egal. Ich zerrte, ich riß und stellte fest, daß sich der Spielraum wieder ein wenig erweitert hatte.
Würde es klappen?
Die letzte Schale fiel zu Boden. Samaran persönlich nahm die Apfelsine entgegen und teilte sie in vier Portionen.
»So, Sinclair«, sagte er. »Vier Bissen noch, und deine Zeit ist abgelaufen…«

***

Mrs. Anderson, die nicht mehr Herr ihrer Sinne war, stieß mit dem verdammten Kabel zu. Horace F. Sinclair wüßte, daß er sich in einer tödlichen Gefahr befand. Wenn die blanken Enden ihn berührten, würde der Stromstoß durch seinen Körper rasen und ihn vernichten.
So grausam sahen die Tatsachen leider aus, und Sinclair war schnell wie nie zuvor in seinem Leben.
Sein Arm jagte dem anderen entgegen. Allerdings nicht in der gleichen Höhe, die Hand kam mehr von unten, und sie schaffte es tatsächlich, unter das rechte Gelenk von Mrs. Anderson zu schlagen,

so daß deren gefährliche Hand mit der tödlichen Stromwaffe in die Höhe gewuchtet wurde.

Gleichzeitig trat Sinclair zu. Sein Fuß wuchtete in den Körper der Frau, die zusammensank und der Mann Zeit bekam, nach hinten zu springen. Bestimmt hätte sich ein jüngerer nachzusetzen getraut.

Doch Horace F. Sinclair war lieber vorsichtig. Er wollte sich zunächst einmal eine Waffe besorgen, um seine Gegnerin anzugreifen.

Nur – welche?

Der Mann schaute sich um.

Er trug weder eine Pistole noch eine Stichwaffe bei sich. Ähnliche Dinge fand er auch nicht in diesem Raum, der einer Waschküche glich und auch eine Werkstatt war.

Aber er fand etwas anderes.

Es lag dort, wo sich auch der Kamin oder der steinerne Ofen befand. Dort befand sich ein kleiner Schürhaken, mit dem man die Glut verteilen konnte. Er war zwar völlig verrostet, aber da nichts anderes in greifbarer Nähe lag, gab sich Sinclair auch damit zufrieden.

So rasch wie möglich nahm er die Waffe an sich. Sie lag in seiner rechten Hand. Den Blick hielt er auf die Frau gerichtet.

Mrs. Anderson wußte genau, welch eine gefährliche Waffe sie auch für sich in der Hand hielt. Sie krümmte sich am Boden, weil sie der Tritt hart getroffen hatte. Trotz der Schmerzen sah sie ein, daß sie auf keinen Fall eine Berührung mit den blanken Enden riskieren konnte. Dann war für sie alles verloren.

Deshalb hielt sie den rechten Arm von sich gestreckt, während sie versuchte, auf die Beine zu kommen.

Da sie nur einen Arm gebrauchen konnte, gelang dies nicht einfach, aber sie kam hoch.

Und Sinclair ging näher.

Die beiden starrten sich an.

Das Gesicht der Frau war durch den Haß gezeichnet. Sie wollte töten, jede Gesichtsfalte sprach davon. Die Brille hatte sie verloren, das Kabelende hielt sie fest. Die blanken Drähte schauten aus der Isolierung wie gefährliche Antennen hervor.

»Wirf es weg!« flüsterte Sinclair. »Verdammt, wirf das Kabel zur Seite und komm her!«

»Nein!« Sie wedelte damit und führte es von einer Seite zur anderen. Damit machte sie dem Mann keine Angst.

Er hatte gesehen, wie schlecht es seinem Sohn ergangen war. Der Raum unter diesem war für John zu einer Todesfalle geworden. Gefesselt hockte er auf einem Stuhl und bekam seine Henkersmahlzeit gereicht. Wenn ihm jemand helfen konnte, mußte dies schnell geschehen, und nur der eigene Vater war dazu noch in der Lage.

Horace F. Sinclair dachte daran, daß ihm auch sein Sohn schon das

Leben gerettet hatte, jetzt wollte er sich revanchieren.
»Zum letztenmal, weg mit dem Kabel!«
»Nie!«
Sinclair handelte. Er konnte nicht anders, da ihm die Zeit im Nacken saß. Und er hoffte, es mit einem Wurf zu schaffen.
Während er vorlief, zielte er genau. Die Frau lag am Boden, sie hatte sich geduckt, den rechten Arm hielt sie vorgestreckt, aus der Faust schaute das Kabel mit seinen blanken Enden.
Horace F. Sinclair warf das Eisen!
Genau verfolgte er dessen Weg, bekam mit, wie es sich in der Luft mehrere Male überschlug, einmal auf den Boden tickte, etwas zur Seite drehte und traf.
Sinclair hatte nicht seine gesamte Kraft in den Wurf gelegt. Er wollte die Frau nicht töten, nur unschädlich machen. Mit seiner langen Seite traf der kurze Schürhaken Hals und Schulter der Frau.
Sie zuckte zusammen, rollte sich in einem Reflex herum, und auch der rechte Arm folgte dieser Bewegung.
Der Warnschrei blieb Sinclair auf den Lippen stecken. Es war viel zu spät.
Durch die unbedachte Bewegung ihres rechten Armes hatte Mrs. Anderson die blanken Kabelenden so dicht an ihr Gesicht gebracht, daß sie einen Kontakt bekam.
Und den überlebte sie nicht.
Sinclair schloß die Augen. Er wollte nicht sehen, wie die Frau starb und hörte nur ihren erstickten Schrei und dazwischen ein zischendes Geräusch. Sehr schnell wurde es wieder still, so daß Sinclair die Augen öffnen konnte.
Er sah Mrs. Anderson liegen. Ihr Mund stand offen. Als er sich näherte, erkannte er die leblosen Augen.
Horace F. Sinclair wandte sich ab. Er spürte in seinem Magen einen ungewöhnlichen Druck, hatte Mühe, ein Zittern zu unterdrücken und flüsterte: »Das wollte ich nicht. Verdammt, das wollte ich wirklich nicht!« Er schüttelte den Kopf, und ihm fiel wieder sein Sohn ein, der sich in einer lebensgefährlichen Lage befand.
Wenn er ihm helfen wollte, wurde es Zeit. Unter diesem Raum befand sich der Keller, nur wußte der Mann nicht, wo er die Treppe finden konnte, die ihn in die Tiefe brachte.
Wenn er sich jetzt noch lange auf die Suche machte, war es vielleicht zu spät.
Deshalb gab es für ihn nur eine Lösung Er mußte es aus der Höhe versuchen!
Und da war das Gitter.
Sinclair drehte sich um. Nur wenige Schritte trennten ihn noch von der Stelle. Erst als er das Gitter erreicht hatte, ließ er sich auf die Knie

fallen und legte die Eisenstange zur Seite. Er hoffte, daß sein Kampf nicht gehört worden war und warf einen Blick durch die Freiräume zwischen den Stäben.

Zu seinem Glück war das Gitter so günstig angebracht worden, daß er in die Tiefe schauen konnte und auch seinen Sohn sah. Bewacht wurde er von Akim Samaran und diesem nachgemachten, aus Wachs hergestellten Kind, das John bereits einen Großteil der Henkersmahlzeit gereicht hatte. Bis auf einen halben Laib Brot war der Teller, der seinen Platz auf dem Sarg gefunden hatte, leer.

Es kam auf Sekunden an.

Wenn das Gitter jetzt zu fest mit dem Boden verankert war und sich nicht in die Höhe hieven ließ, war es aus.

Sinclair versuchte es. Seine Hände umklammerten die mittleren Stäbe. Er hatte sich hingekniet, sein Gesicht war verzerrt und angespannt zugleich. In den Augen schimmerte es feucht, und er atmete noch einmal tief durch, bevor er sich an die Arbeit machte.

Der pensionierte Anwalt kam sich vor wie ein Karatekämpfer, der sich nur auf den Augenblick konzentrierte, wenn er mit der Handkante einen Stein zerschlagen konnte.

Der Ruck!

Die Schläfenadern schwollen an, sie traten dick aus der Haut. Der Mund zitterte. Sinclair vernahm das leise Knirschen an den Seiten und stellte mit Schrecken fest, daß etwas Mörtel nach unten rieselte.

Zum Glück wurde er abgelenkt, da er entdeckte, wie sich das rostige Gitter bewegte und sich sogar hochheben ließ.

Er hatte es!

Für einen Moment blieb er sitzen. Sein Atem stockte. Er spürte Tränen in den Augen, gleichzeitig jedoch merkte er dieses Gefühl der Erlösung, das ihn überkommen hatte.

Er hatte einen Teil geschafft, die schwerste Arbeit aber lag noch vor ihm. Sehr behutsam und jede seiner Bewegungen genau unter Kontrolle haltend, drückte er sich zur Seite und sorgte dafür, daß er das Gitter so lautlos wie möglich neben sich zu Boden legen konnte.

Mit sich zufrieden, drehte sich Horace F. Sinclair wieder um.

Gleichzeitig nahm er sein Wurfgeschoß in die Höhe und fühlte sich wieder sicherer, als er es zwischen die Finger bekommen hatte. Jetzt konnte *ihm* nicht mehr viel passieren.

Nur bei John sah es anders aus.

Sehr vorsichtig beugte sich Sinclair nach vorn. Er wollte einen besseren Blick- und Wurfwinkel haben, um die Stange in die Tiefe schleudern zu können.

Es ging möglicherweise um Sekunden, dennoch machte er nicht den Fehler, irgend etwas zu überstürzen. Eine falsche Reaktion konnte das Ende seines Sohnes bedeuten.

Noch weiter schob er seinen Körper vor. Er stützte sich mit der linken Hand ab, mit der rechten holte er bereits aus, damit er das harte Wurfgeschoß schräg in die Tiefe schleudern konnte.

Unten wurde gesprochen. Es waren Worte, die er zwar hörte, aber nicht darauf achtete, das andere war wichtiger.

Noch nie zuvor in seinem Leben hatte sich der Mann so konzentriert. Auf wen sollte er den kleinen Schürhaken schleudern?

Vielleicht auf Samaran, der grinsend zuschaute, oder auf den Jungen, der getreuen Nachbildung seines Sohnes, der bereits ein aufgeklapptes Messer in der Hand hielt. Und was würde geschehen, wenn er traf? War John dann tatsächlich gerettet oder hatte er ihm nur einen Aufschub gewährt?

Das alles schoß ihm durch den Kopf, der von einem nie gekannten Brausen erfüllt war.

Sinclair hatte sich entschlossen. Er würde die Stange werfen und selbst in die Tiefe springen.

Der Mann wuchtete seinen Arm kraftvoll nach vorn. Er schaute dem kleinen Schürhaken nicht mehr nach, wollte springen, als er plötzlich zwei harte Hände auf der Schulter spürte, die ihn zurückrissen.

Horace F. Sinclair fiel auf den Rücken.

Er konnte in die Höhe schauen und sah über sich die wachsbleichen Gesichter der beiden anderen Kinder…

***

Ich hatte das letzte Stück geschluckt!

Fast wäre mir diese Apfelsine quer im Hals steckengeblieben. Soeben noch hatte ich ein Husten und Ausspeien unterdrücken können und glaubte, mein Bauch wäre doppelt so schwer geworden.

»Gut, Sinclair, gut!« Samaran sagte es, trat zur Seite und gab dem Jungen ein Zeichen.

»Kill ihn!«

Der Junge kam vor.

Sein Messer blitzte. Ich bekam plötzlich eine furchtbare Angst. Ich sollte von einem Wesen getötet werden, daß so aussah wie ich als Zehnjähriger. Das war Irrsinn.

Aber leider real, wie auch die Klinge, an der noch kleine Schalenstücke klebten.

Im nächsten Moment überstürzten sich die Ereignisse. Was aus der Höhe geflogen kam, konnte ich nicht erkennen, weil es rechts von mir vorbeihuschte. Auf jeden Fall fand dieses Ding sein Ziel, denn es hämmerte gegen den Schädel des Jungen.

Eine Explosion fand nicht statt. Es war nur so ähnlich, denn der Junge flog zurück.

Ich hörte Samaran schreien und vernahm auch ein Klirren, jemand

hatte eine Eisenstange geschleudert und mein junges Ebenbild getroffen.

Er lag auf dem Boden. Nicht bewußtlos, das konnte er nicht werden, aber ich wollte die Zeit nutzen.

So weit es die verdammten Fesseln zuließen, schleuderte ich meine Arme nach links und rechts weg. Leider kam ich nicht frei, die Stricke saßen noch zu stramm, aber ich gab nicht auf und versuchte, meine rechte Hand aus der Schlinge zu ziehen.

»Los, stoß ihm das Messer in den…« Samaran erstickte fast an seinen eigenen Worten, aber der Junge hatte ihn auch so verstanden, denn er kam wieder auf die Beine.

Sein Ziel war ich.

Wie ein kleiner Teufel mit meinem Gesicht warf er sich mir entgegen. Das Messer kam näher, und ich dankte dem Herrgott, daß man mir die Beine nicht gefesselt hatte.

Sie hob ich gemeinsam an und rammte sie vor. Meine Füße trafen die harte Wachsmasse genau in der Mitte, und der Vorwärtsdrang des künstlich erschaffenen Mörders wurde gestoppt.

Zuerst blieb er stehen. Einen Arm hob er hoch, dann verlor er das Gleichgewicht und kippte nach hinten.

Auch ich fiel.

Durch die Bewegung war mein Gewicht verlagert worden. Der Stuhlstand nur mehr auf den Hinterbeinen.

So krachte ich auf den Rücken.

Solche Szenen gab es auch im Kino. Da brach der Stuhl des Heldendann immer entzwei.

Mir tat er den Gefallen nicht. Er blieb heil, und die Stuhlbeine ragten fast senkrecht in die Luft.

Trotzdem zerrte ich noch an den Fesseln. Wenn ich nur eine Hand freibekam, war mir viel geholfen.

Ich zerrte, drehte mich, verlor Hautfetzen und sah den verdammten Schatten fast über mich.

Aus ihm stach die helle Klinge wie ein Stachel hervor, der auf mich niederrasen wollte.

Ein Bein wuchtete ich nach rechts, traf den anderen auch und schleuderte ihn zur Seite.

Wieder hatte ich Luft bekommen, drehte mich herum und hoffte, daß der Stuhl zerbrach.

Das gelang mir nicht. Statt dessen erzielte ich einen anderen, ebenso wichtigen Erfolg.

Ich konnte die rechte Hand aus der Schlinge ziehen.

Das war natürlich die Chance. Sofort zerrte ich mit dem linken Arm nach, hatte beide Hände frei und schleuderte den Stuhl von mir. Er wuchtete in die Richtung des Jungen, wo er gegenprallte und ich

wieder einige Sekunden bekam.

Blitzschnell war ich auf den Beinen, fuhr herum, weil ich Schritte hörte und sah im Hintergrund des Kellerraums einen Schatten, der menschliche Umrisse besaß und etwas in der Hand hielt, das ich schon einmal bei ihm gesehen hatte.

Es war die Schrotflinte.

Ich flog zu Boden.

Genau in dem Moment, als die Schrotflinte zu explodieren schien und ihre tödliche Ladung verschoß.

Die Schrotkörner wurden über mich hinweggepustet und landeten mit einem hellen Prasseln an der Wand. Auch der Junge hatte etwas abbekommen, ihm machte es nichts aus. Wahrscheinlich blieben die Dinger im Wachs stecken.

»Kill ihn!«

Dieser scharfe Befehl heulte durch den Keller. Voller Wut ausgestoßen, und der Junge, mein verfluchtes Ebenbild, gehorchte wie ein Roboter. Er kam auf mich zu, nur waren diesmal die Vorzeichen verändert, denn ich saß nicht mehr gefesselt auf einem Stuhl, sondern stand.

Und ich hielt meine Beretta in der Hand.

Das Messer blitzte, der Wachsmund war in die Breite gezogen.

Plötzlich hatte er keine Ähnlichkeit mehr mit mir. Nein, so schrecklich und schlimm hatte ich früher nicht ausgesehen!

Noch einmal schaute ich mich um.

»Kill ihn!« wieder hallte dieser Ruf durch den Raum. Von Samaran selbst war nichts mehr zu sehen.

Ein Taschenmesser kann man schlecht werfen, um einen genauen Treffer zu erreichen, deshalb mußte die lebende Puppe auch nah an mich heran, wenn sie ihren Auftrag erfüllen wollte.

Ich ging in dem gleichen Tempo zurück, gewann dadurch Zeit und behielt den Abstand bei.

Eine Silberkugel wollte ich mir sparen und holte das Kreuz hervor. Dieser Griff war geübt. Sehr schnell hielt ich die Waffe in der Hand und sprang meinem jungen Ebenbild entgegen.

Damit hatte der andere nicht gerechnet. Ich fegte seinen Wachsarm zur Seite und preßte ihm im nächsten Moment mein Kreuz mitten ins Gesicht, das auch ich einmal gehabt hatte.

Ein Volltreffer – und der Sieg!

Der Junge, aus Wachs bestehend und mit dämonischen Kräften ausgestattet, hatte dieser reinen Magie nichts entgegenzusetzen. Unter meinen Händen wurde das Wachs weich. Es schmolz weg und besaß schon bald die Dünnflüssigkeit von Softeis. Ich hatte die Puppe losgelassen und schaute zu, wie sie auseinanderfloß.

Sie bot ein Bild des Schreckens. Meine Gesichtszüge verzerrten sich,

eine zerlaufende Fratze entstand, wurde noch häßlicher, und alles, was sein Schöpfer in ihn investiert hatte, drängte zu einem Klumpen zusammen. Ob Augen, Nase, Mund, Zähne, der gesamte Körper bildete sehr schnell eine Lache, aus der nur noch eines hervorstach.

Ein graues Kinderskelett!

Noch hielt es sich aufrecht durch die zähe, leimartige Wachsflüssigkeit, doch nicht mehr lange. Vor meinen Augen bekam es das Übergewicht und kippte zu Boden.

Der Kopf sprang ab, rollte ein Stück zur Seite und blieb aufgesplittert liegen.

Mir gelang es nicht einmal, meine eigenen Gefühle in Worte zu fassen. Was ich hier sah, war einfach schlimm. Dieser Horror drang mir tief unter die Haut.

Ich hatte den Tod eines Jungen mitbekommen, der aussah wie ich.

Jetzt sah ich vor mir noch ein Skelett.

Ein fremdes…

Es fiel mir schwer, mich von diesen Gedanken zu lösen, aber ich durfte nicht zurückschauen. Noch hatte ich die Gefahr nicht stoppen können, denn es waren zwei weitere Kinderpuppen zu erledigen, natürlich auch Akim Samaran.

Auch dachte ich an meinen Vater!

Wenn jemand die Eisenstange geworfen hatte, dann nur er. Wer hätte sich schon in das Haus verirren sollen?

Wie ich aus diesem Kellerraum rauskam, wußte ich. Erstens über die Treppe, aber die wollte ich nicht nehmen, denn ich hatte mir genau gemerkt, daß Samaran einen anderen Ausweg genommen hatte.

Mit schnellen Schritten tauchte ich in die hinterste Ecke des Raumes und fand dort tatsächlich eine schmale Tür, durch die ich schlüpfen konnte. Sie lag in einer Nische und war kaum zu erkennen.

Dahinter sah ich eine Treppe.

Zwei Stufen auf einmal nahm ich, wobei ich meine Ohren spitzte und danach lauschte, ob von dem Flüchtenden etwas zu hören war.

Nein, außer meinen hastigen Schritten vernahm ich keine mehr.

Die verdammte Stille gefiel mir überhaupt nicht.

Ob mein Vater noch lebte?

***

Horace F. Sinclair lag auf dem Rücken, und er sah die beiden Gesichter über sich. Innerhalb einer Sekunde erkannte er die Gnadenlosigkeit in den Augen dieser Geschöpfe. Es war der reine Mordwille, und Sinclair gab für sein Leben keinen Pfifferling mehr.

Falls *es* ihm nicht gelang, diesen verfluchten Bestien zu entwischen.

Noch war er nicht tot, und er bewies in den nächsten Sekunden, daß er sich auch wehren konnte.

Die Puppen standen in seiner Reichweite. Mit beiden Händen gleichzeitig griff er zu. Er umklammerte die Beine in Höhe der Knöchel und zerrte ruckartig daran.

Die Puppen schrien nicht, als sie zu Boden schlugen. Sinclair vernahm nur den dumpfen Aufprall, rollte sich herum und kam sofort wieder auf die Beine. Dabei konnte er zuschauen, wie die beiden Gestalten ebenfalls nach seinen Fußknöcheln fassen wollten, doch Sinclair war schneller und sprang über die greifenden Hände hinweg, so daß die kleinen, künstlichen Bestien ins Leere faßten.

So gewann er Raum und Zeit. Eine Waffe besaß er nicht mehr. Er wußte auch nicht, was er noch unternehmen sollte. Am besten wäre eine Flucht nach draußen gewesen, doch er dachte an seinen Sohn, den er nicht im Stich lassen konnte.

Also bleiben und sich den beiden stellen.

Bewaffnet waren sie nicht, sonst hätten sie ihre Pistolen oder Messer schon längst hervorgeholt.

Über das Gesicht des älteren Mannes zuckte ein hartes Grinsen. Er bekam plötzlich ein gutes Gefühl. Es war eine innere Sicherheit, denn er hatte erkannt, daß er noch nicht zum alten Eisen gehörte.

Dieser Kampfeswille, das Nicht-Aufgeben-Wollen war auch noch im Alter vorhanden, und sein Sohn hatte dies von ihm geerbt.

Bevor die beiden lebenden Puppenkinder sich noch auf die neue Lage einstellen konnten, war es ihm schon gelungen, einen Bogen zu schlagen und dorthin zu gelangen, wo das Gitter auf dem Boden lag. Wenn er schon keine richtige Schlagwaffe besaß, wollte er es wenigstens damit versuchen.

Die anderen drehten sich zwar, aber Horace F. Sinclair war schneller, riß das Gitter an sich und wuchtete es hoch. Er hielt es mit beiden Händen fest, wartete nicht, bis er angegriffen wurde, sondern attackierteselbst. Das Mädchen nahm er sich aufs Korn. Es riß noch die Arme hoch, mehr konnte es nicht tun, der Mann hämmerte das Gitter auf die Wachsgestalt, die von dem Druck zu Boden krachte, und erst einmal liegenblieb.

Er drehte sich.

In der Bewegung sah er die Gestalt am Eingang. Samaran war erschienen, und der Perser hielt eine Waffe in der Hand.

Gleichzeitig war die Wachspuppe so nahe herangekommen, daß Sinclair sie greifen konnte.

Das tat er auch. Bevor der andere noch abdrücken konnte, hatte der Mann das Gitter zu Boden geschleudert und sich statt dessen die Wachspuppe geschnappt.

Er hob sie hoch, machte sich so klein wie möglich und hörte das krachende Geräusch des Abschusses. Die Ladung schlug in den Wachskörper, aber auch Sinclair wurde getroffen. An den Beinen und

an der Schulter bekam er etwas ab, spürte Schmerzen und ließ die Puppe fallen.

Da war Samaran schon verschwunden. Er hatte nur einen letzten, höllischen Gruß hinausgeschickt.

Lebensgefährlich waren die Verletzungen nicht. Zudem war die Entfernung relativ groß gewesen, und auch die dicke Winterkleidung hatte dem Schrot einen Teil seiner Wucht genommen.

Das meiste hatte den älteren Mann an den Schienbeinen und noch weiter unten erwischt.

Dort färbte sich der Hosenstoff auch langsam rot, und Sinclair hatte Mühe, auf den Beinen zu bleiben.

Das merkten die beiden Puppen ebenfalls. Sie schienen den nötigen Instinkt zu besitzen und wollten mit dem fortfahren, womit der Mensch aufgehört hatte.

Das Mädchen hatte das Gitter hochgenommen und schwang herum. Der Junge, gespickt mit Schrotkörnern und zerrissener Kleidung, kam von der anderen Seite, um Sinclair in die Falle zu nehmen.

Er hatte Schwierigkeiten, schnell zu laufen, der Weg zur Tür war ihm versperrt, so wich er tiefer in den Raum zurück.

Die beiden kamen näher.

Und da krachten die Schüsse.

Horace F. Sinclair konnte auf die Tür sehen. Dort stand ein blonder Mann.

Sein Sohn.

Und in der rechten Hand hielt er die Beretta!

***

Die beiden von mir abgefeuerten Silberkugeln hatten die Schädel der lebenden Kinderpuppen nicht nur deformiert, sie sorgten auch kraft ihrer Weißen Magie dafür, daß die Gestalten allmählich zerflossen und die Skelette sichtbar wurden.

Ich erlebte den gleichen Vorgang wie unten im Keller, nur nahm er mich diesmal nicht so mit, weil keines der Gesichter mit dem meinigen Ähnlichkeit aufwies.

Sie vergingen, und Jake Andersen starb dabei als erster. Ich ließ die Waffe sinken und lief auf meinen Vater zu. Erst als ich bei ihm war, sah ich das Blut an seinen Beinen, aber er wollte von einer Hilfe meinerseits nichts wissen.

Ich erfuhr, daß er mich gerettet hatte und daß Mrs. Anderson tot und Samaran wohl geflüchtet war.

»Kannst du hierbleiben?« fragte ich.

»Klar.«

Ich war schon unterwegs. Draußen trafen mich beißende Kälte und eisiger Schnee.

Es war so gut wie überhaupt nichts zu sehen, dennoch versuchte ich es. Ich erreichte auch den Bentley, der nur noch aus Schnee zu bestehen schien und sah nicht weit entfernt frische Reifenspuren.

Akim Samaran hatte alles zurückgelassen und war geflohen. Womit? Wahrscheinlich mit seinem R 4, so daß ich ihn weiterhin auf der Fahndungsliste lassen konnte.

Als ich endlich die Tür zu meinem Wagen aufgeschlossen hatte, kippte mir die weiche Pracht in den Nacken. Ich bekam eine Verbindung, gab auch die ungefähre Gegend bekannt, wo sich der Wagen aufhalten konnte und bestellte die Mordkommission.

Die Kollegen verfluchten mich, weil ich sie bei diesem Wetter rausjagte. Aber Dienst ist eben Dienst.

Dann kämpfte ich mich wieder zum Haus zurück, nicht ohne die Autoapotheke mitgenommen zu haben.

Mein Vater hockte auf dem Boden. Er hatte die Hosenbeine hochgeschoben. Einige Schrotkörner steckten in seinem Fleisch.

»Das geht schon weg«, sagte er. »Und ich verbinde mich allein. Schau du dich mal um.«

Ich durchsuchte das Haus und öffnete auch den Sarg, der zu meiner letzten Ruhestätte hatte werden sollen.

Darin fand ich einen Toten.

Wie ich später erfuhr, war es ein Mann namens Todd. Von Beruf Totengräber. So hatte der satanische Plan Akim Samarans noch ein letztes Opfer gefunden.

Ich war mir sicher, daß ich von diesem Mann noch einiges hören würde. Und einen Neujahrstag wie diesen wollte ich auch nicht mehr erleben…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 358 »Das Gespenst aus dem Hexenforst«

[2]Siehe John Sinclair Paperback Nr. 73 500 »Hexenküsse«